

Kapitel II - Staat und Gewalt

1. Ricoeurs Stellungnahme

Ist es nicht blauäugig, vom Staat den völligen Verzicht auf Gewalt und die Beschränkung auf Nötigung und Sanktionen zu verlangen? Genau diese Frage stellt sich uns jetzt. Unser verehrter Freund Paul Ricoeur hat sie in einer jener seltenen Veröffentlichungen behandelt, die jene Probleme aus evangelischer Sicht diskutieren. Wir wollen über seinen meisterhaften Vortrag „Staat und Gewalt“ sprechen, der 1957 vom Verlagshaus John Knox in Genf herausgegeben wurde.

Mit einem von großer Klarheit geprägten Stil, mit schöner Leichtigkeit und festem, unabhängigen Denken will der Autor das Problem beleuchten, das sich hier dem christlichen Gewissen durch den Bruch zwischen dem Evangelium der Liebe einerseits und andererseits der Gewalt, zu der immer wieder, fast unvermeidlich, gegriffen wird, stellt. Und man muss ihn schon bewundern dafür, dass er weder die Gegebenheiten der Heiligen Schrift zu verbiegen versucht, um sie mit den Erfordernissen des Staats in Einklang zu bringen, noch die Augen vor diesen Erfordernissen verschließt oder sie kleinredet, und somit auch nicht die Vermutung aufkommen lässt, sie seien mit dem Evangelium vereinbar. Wir empfinden Hochachtung vor dieser doppelten Sorge der aufrichtigen Treue zur Bibel und der Hellsichtigkeit gegenüber politischen Problemen. Weil sie sich einer Verfälschung der Offenbarung und auch einer Flucht in himmlische Welten verweigert, trägt diese Broschüre ganz wesentlich zum Studium des Gewaltproblems bei.

Paul Ricoeurs Ausgangspunkt ist, dass der Staat, im Unterschied zu anderen Interessengruppen, von einer als rechtmäßig erscheinenden Gewalt Gebrauch macht. Diese Rechtmäßigkeit ist im relativ einfach gelegenen Fall der Bestrafung eines Rechtsbrechers unbestreitbar. Aber, so fügt er hinzu, ist nicht eine solche Strafe schon in sich unvereinbar mit der im Evangelium gelehrteten Liebe? So eröffnet sich ein für den Christen verstörender Bruch zwischen einer Pädagogik der vergebenden Liebe und einer anderen straforientierten Pädagogik des Rechts, die beide das Ziel verfolgen, das Menschengeschlecht vor Bösem zu bewahren. Nun scheinen aber beide Wege für die Menschheit gut und von der Heiligen Schrift gebilligt zu sein. Das Unbehagen der Christen rührt daher, dass der Staat, dem gegenüber sie sich verpflichtet fühlen, sich nicht an die Liebesethik des Evangeliums halten kann.

Im Kriegsfall wird der Bruch zwischen Liebe und Gewalt dramatisch. Wenn sich der Staat nach dem Gebot „Du sollst nicht töten“ richten könnte, blieben diese beiden Arten der Pädagogik zumindest in der Praxis im Einklang; denn, solange Mord ausgeschlossen ist, bleibt die Strafausübung durch den Staat doch mit ihr vereinbar, auch wenn sie der Herrschaft der Liebe fremd ist. Der Staat kann nun aber gerade nicht auf Mord verzichten. Dem Autor erscheint dies als für den Staat und für sein Fortbestehen konstitutiv. Entzieht sich ein Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, der sich nicht an Kriegshandlungen beteiligt, denn nicht dem gemeinsamen Einsatz für das physische Fortbestehen des Staats, von dem er ja schließlich viele Vergünstigungen empfangen hat? Paul Ricoeur bezieht hier Stellung zu gewissen Pseudo-Rechtfertigungen des Kriegs, deren

heuchlerischen und falschen Charakter er entlarvt. Der Christ bleibt aber hin und her gerissen zwischen seinem Verlangen, mit Waffengewalt für das Überleben seines Staats zu kämpfen, und seinem Verlangen, für seinen Erlöser Zeugnis abzulegen, indem er dem Gesetz der Liebe treu bleibt, auf die Gefahr hin, dass der Staat durch seinen Verzicht auf Teilnahme am bewaffneten Kampf in Gefahr gerät.

Der Autor folgert, dass beide Lösungen auf etwas hinauslaufen, was er „Ethik der Verzweiflung“ nennt: im einen wie dem anderen Fall wird der Christ schuldig und sein Glaubensgehorsam falsch. Der Soldat verrät um des Überlebens des Staates willen das Liebesgebot, der Kriegsdienstverweigerer seinen Staat, um Zeugnis für Jesus Christus abzulegen.

Sagen wir es ohne Umschweife: die ganze schriftliche Fassung dieses Vortrags erscheint uns ausgezeichnet formuliert und unbestreitbar. Wir unterschreiben fast ohne Vorbehalte, wie der Autor die verschiedenen biblischen Texte analysiert, auf die er sich bezieht. Er ist aber Philosoph; und das Gerüst seiner Abhandlung beruht auf Aussagen philosophischer Art, auf Thesen, die nicht der Heiligen Schrift, sondern einer ganz persönlichen Ausarbeitung (???) entnommen sind, wo gewisse Wörter eine große Rolle spielen. Nur kommen uns einzelne Schlussfolgerungen dieses Vortrags zu schematisch vor, und wir haben da gewisse Vorbehalte anzumelden.

2. Die Liebe und das Recht

Der Philosoph ist versucht, um der Eleganz und treffender Formulierungen willen, seinen Darlegungen eine andere Richtung zu geben, man erfindet auf diese Weise Widersprüche oder Übereinstimmungen, die letztendlich, auch wenn sie ganz klar sind und die Zustimmung des Lesers finden, realitätsfern zu werden drohen. Dies scheint uns der Fall zu sein, wenn der Autor im ersten Teil seines Vortrags einen unaufhebbaren Widerspruch zwischen der strafenden Gerechtigkeit einerseits und der vergebenden Liebe andererseits benennt (S. 7). Man erkennt sogleich die Vorbereitung seiner Schlussfolgerung: die Christen, erklärt er am Ende, haben nur die Wahl zwischen zwei gleichermaßen verhängnisvollen Lösungen: lieben und dafür das Recht opfern oder zugunsten des Rechts die Liebe aufgeben. Soweit ist alles klar, stimmt aber auch der Ausgangspunkt? Steht Strafe zwangsläufig im Gegensatz zur Liebe? Eine solche Behauptung hätte besser untermauert werden müssen. Sagt nicht die Heilige Schrift: „Wer seine Rute schont, hasst seinen Sohn.“ (Sprüche 13, 24)? Und als der Ewige Israel züchtigte, bedeutete das, dass Er Sein auserwähltes Volk nicht mehr liebte? muss sich Gerechtigkeit nicht letztlich aus der Barmherzigkeit begründen? Ein bedeutender Ökonom, Francois Perroux, schrieb kürzlich, die Gesellschaft könne letzten Endes ohne Versöhnung nicht bestehen, und die Vergebung bilde die Wurzel des Gesellschaftsvertrags. Paul Ricoeur kann sich dann mit so glänzenden Formulierungen über die Versöhnlichkeit im Kreuz (*?Versöhnung??*) über Liebe und Gerechtigkeit auslassen, wie er will, trotzdem bleibt sein Ausgangspunkt strittig.

Könnte man ihm nicht vorwerfen, er habe eine etwas sentimentale Vorstellung von der Liebe und eine bei weitem zu engstirnige Vorstellung vom Recht? Von diesem Ausgangspunkt aus kann er sie fortan leicht in Gegensatz zueinander setzen. Die Realität geht aber weiter. Im

Grunde gibt es kein Recht ohne Liebe und keine Liebe ohne Recht. Anstatt hier einen Gegensatz zu sehen, könnte man genauso gut beweisen, dass beide nicht voneinander zu trennen sind: dass Recht ohne Liebe unmenschlich und einfach nur grässlich und Liebe ohne Recht mehr oder weniger Zeichen eines schwächlichen Charakters ist. Strafe ist nicht nur im gesellschaftlichen Leben notwendig, sondern auch in der Familie und im Leben der Kirche (beispielsweise die Exkommunikation oder die Strafen, die sich in gewissen Kirchenwahlen ausdrücken). Im Gegenteil, es gibt Amnestien oder Strafaussetzungen, die nicht aus Liebe ausgesprochen werden, sondern aus Feigheit und Demagogie.

Und der Kriegsdienstverweigerer, denn um ihn handelt es sich letztlich, kämpft nicht weniger für das Recht als für die Liebe. Wenn er sich dem Massenmord verweigert, will er nicht einfach nur ein liebender Mensch bleiben, um weiter in der Gemeinschaft mit seinem Erlöser zu stehen und Ihm ein würdiger Zeuge zu sein, sondern auch, weil ihm der organisierte Mord als ungeheures Unrecht erscheint und er diesem nicht zuarbeiten will. Denn es ist Unrecht, Frauen und Kinder sowie die armen Kerle zu töten, die einfach nur keine andere Verhaltensweise als den Gehorsam gegenüber ihren Vorgesetzten kannten! Im Gegenteil, einfach voraus zusetzen, der Soldat würde notwendigerweise und immer für das Recht arbeiten, erscheint uns eine zu gewagte Feststellung. Wir sind wie viele andere auch überzeugt, dass die Soldaten Hitlers und die französischen Soldaten in Algerien und im Suezkrieg für das Unrecht und nicht für das Recht kämpften. Also?

Kurz, man darf die Dinge nicht allzu sehr vereinfachen. Wenn eine Regierung erklärt „Meine Sache ist gerecht“, dann muss diese in Wirklichkeit noch lange nicht gerecht sein. Ricoeur lässt uns aber bis zum Ende seiner Darlegungen im Glauben, der Soldat kämpfe immer für das Recht, da er ja für das Überleben seines Staates kämpfe. Als ob sich noch niemals ein Staatsoberhaupt seiner Soldaten bedient hätte, um Verbrechen zu begehen! Das mindeste, was man sagen kann, ist, dass nur ganz selten ein Heer für eine Sache gekämpft hat, die man vorbehaltlos als gerecht bezeichnen könnte. Und was die Mittel anbetrifft, waren die denn jemals gerecht? Nun sind doch aber die angewandten Mittel mindestens genauso wichtig wie die angestrebten Ziele. Auf jeden Fall strebt militärische Gewalt nach dem stärksten Triumph und nicht nach dem gerechtesten. So ohne weiteres die Berufsarbeit des Soldaten als Arbeit für das Recht zu bezeichnen, könnte doch als Heuchelei erscheinen! Nein, ganz entschieden, diese beiden Arten der Pädagogik bilden nur scheinbar einen Gegensatz. Durch Strafen mit gewalttätigen Mitteln schafft man keine Gerechtigkeit und schwächliches Verzeihen ist kein Zeichen von Liebe. Wir glauben vielmehr, dass man nur blasse Karikaturen in den Händen hält, wollte man Recht und Liebe trennen.

3. Der Mord und der Staat

Es kommt uns so vor, als ginge Paul Ricoeur für seinen zweiten Teil von einer weiteren Voraussetzung aus: „Der Staat“, schreibt er, „war für sein Fortbestehen, sein Überleben und auch für seine Begründung immer schon auf Mord angewiesen“ (S. 13). Anders ausgedrückt, für den Staat wäre es unabdingbar notwendig, auf Mord als letztes Mittel zurückgreifen zu können. Um seine Behauptung zu unterstützen, verweist uns der Autor auf Machiavelli. Ein solcher Rückbezug kann einem u.U. etwas dürftig erscheinen. Letztendlich ist vielleicht

unbestreitbar, dass das Auftreten von ‚Mord‘ oft an das Auftreten von ‚Staat‘ gekoppelt ist. Wenn der Autor jedoch ohne weitere Vorbehalte eine gewisse Interpretation dieser Koexistenz wählt, nämlich „der Staat verdankt sein Fortbestehen dem Mord“, könnte man dann nicht auch das Gegenteil behaupten: „Das Fortbestehen des Staats ist trotz Mords gewährleistet“? Alles in allem spiegelt auch die zweite Arbeitshypothese die Realität wider oder (???) erklärt vielmehr deren andere Seite, die unser Freund vernachlässigt zu haben scheint. Denn auch hier ist die Wahrheit dialektisch.

Nach dieser zweiten Hypothese (PROBLEM, wenn ich richtig lese, dann ist hier nicht die Hyp. v. Ricoeur, sondern sozusagen die dialektische andere Seite beschreiben) würde man also Mord als ein sicherlich fast immer vorhanden gewesenes, aber immer in sich unselig gewesenes Element im Dasein des Staates betrachten, das immer auch den Staat bedroht hat, und zwar so weitgehend, dass Mord ebenso sehr zur Zerstörung des Staats führt, wie er ihn zu begründen hilft. Man muss gar nicht auf die berühmten Beispiele der Staaten Alexanders des Großen, Napoleons oder Hitlers zurückgreifen, die den Zusammenbruch ihrer Reiche durch übermäßige Gewaltanwendung selbst herbeigeführt haben – kann man denn zu ihrer Unterstützung nicht auch anführen, dass die französische Kolonie Indochina mit der Bombardierung Haiphongs durch die französische Marine drei Wochen vor der Erhebung der Vietminh an Weihnachten 1945 fast den Todesstoß versetzt bekam? Die Kolonie Tunesien durch das Durchkämmen am Kap Bon? Die Kolonie Marokko durch die Massaker in den großen Steinbrüchen? Und die Kolonie Algerien durch die grauenhaften Erschießungen in Setif 1945? Wenn übrigens ein Staat sein Entstehen einem Mord verdankt, sei es einem Staatsstreich oder einem Attentat auf den vorher herrschenden Tyrannen, so kommt es häufig vor, dass dieser Staat dann ebenfalls wieder einem anderen Staatsstreich oder einem Attentat zum Opfer fällt. Sehr oft waren diese irgendwie durch solche Beispiele ermutigt worden. Finden sich dazu nicht zahlreiche Beispiele in der Bibel und in der Geschichte? David wurde hingegen angewiesen, seine Herrschaft nicht mit einem Mord zu beginnen (1. Sam. 24) Im Gegenteil, dadurch, dass er die Tötung Urias veranlasste, um sich dessen Frau zu bemächtigen, hat er schlussendlich sein Königreich in einen blutigen Bürgerkrieg gestürzt, den dieses nur durch ein Wunder überlebt hat (2. Sam. 11).

Es ist also gar nicht so unsinnig festzuhalten, dass, wenn der Staat für sein eigenes Überleben zum Mittel des Mords greift, er dann nicht nur zur Zerstörung von Recht und Ordnung, für die er doch verantwortlich ist, beiträgt, sondern auch zu seiner eigenen Zerstörung. Wir verweisen hier den Leser auf das Werk Arnold Toynbees ‚Krieg und Zivilisation‘, man wird dort feststellen, dass die vom Staat veranlassten Morde gar nicht immer so gute Ergebnisse gezeitigt haben. Wir werfen Paul Ricoeur vor, dass er nur eine Arbeitshypothese berücksichtigt hat, und ihm somit die andere Seite der Realität entgangen ist, die nicht die unwichtigste ist. Seine Analyse der Zusammengehörigkeit von Mord und Staat ist unzureichend. Von der These auszugehen, der vom Staat begangene Mord wirke sich immer zu dessen Gunsten aus – das ist denn doch zu leicht.

Selbstverständlich kennen wir die Grausamkeit und die mörderische Brutalität des Staates genau, die seine Gegner einschüchtern, lähmen und oft entmutigen soll und manchmal auch schlicht und einfach vernichten; ja, in diesem Sinn trägt Mord zum Wohlergehen des, guten oder schlechten, Staats bei, entweder zum Wohlergehen oder aber zum Unglück des Volks.

muss man nicht aber auch an die andere Seite der Frage erinnern? muss man nicht auch anerkennen, dass der Staat gerade durch diese Grausamkeit und Brutalität die Unterstützung der anständigen Menschen verliert und in der Masse des Volks ein zunehmendes Unbehagen, Entrüstung, stumme Wut, Rückgang von Zivilcourage und gefährliche Angst vor feindlicher Gewalt hervorruft, und dass dies schließlich zu einer Erhebung führt, die den Bestand und die Fortdauer dieses Staats unmittelbar bedroht? Haben Sie denn noch nie von Tyrannen gehört, die so blutrünstig waren, dass sie schließlich weggejagt und ermordet wurden, wie kürzlich die Präsidenten Ngo Diem oder Battista, während ihr Regime zusammenbrach?

Ohne gleich zum äußersten gehen zu wollen, aber bei Streiks oder Volkserhebungen ist doch das Eingreifen der Ordnungsmächte beileibe nicht immer günstig oder hilfreich und trägt nicht unbedingt zur Herbeiführung oder Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung bei: im Gegenteil, häufig wären doch Demonstrationen friedlich verlaufen, wenn die Polizei nicht eingegriffen und selbst bewirkt hätte, dass sie zu gewalttätigen und blutigen Krawallen entarteten, und zwar allein durch ihre unvorteilhafte Anwesenheit oder durch eine wohl berechnete und zynische Provokation!

Man vereinfacht die Analyse der menschlichen Geschichte, wenn man in ihr nur eine Abfolge von vom Staat begangener Gewalttätigkeiten sieht, als ob es sich dabei jedes Mal um für ihn positive und günstige Elemente gehandelt hätte. Man spräche besser von einer Art Staffellauf (???) zwischen den ‚günstigen‘ Wirkungen der Morde, die vom Staat begangen wurden und ihren zersetzenden, korrumpierenden und zerstörerischen Wirkungen. Die Kämpfer des Marquise, die Soldaten im Algerienkrieg wie auch die im von Hitler-Deutschland besetzten Europa und alle die anderen, haben sie nicht immer vor allem auch von der Grausamkeit der Unterdrückung gelebt? Man müsste sehr optimistisch sein, um zu glauben, von Mord würden nur wohltuende Gegengifte in die Gesellschaft ausströmen und keine giftigen und korrumpierenden; und hier würde man wiederum einem gefährlichen Idealismus aufsitzen, der mit dem Realismus, den uns die Heilige Schrift über das Wesen des Menschen lehrt, nicht in Einklang zu bringen ist. Um ein anderes Bild zu gebrauchen: wenn der Staat zur Gewalt greift, dann handelt es sich natürlich um einen schwerwiegenden, heiklen und gefährlichen Sachverhalt. Es ist wie bei Medikamenten: in niedriger Dosierung tun sie gut, überschreitet man die vorgeschriebene Dosis, wird ihre Wirkung gefährlich und zerstörerisch. Nur so bekommen wir allmählich ein klares Bild von der Realität.

Zum Abschluss seines Vortrags behauptet Paul Ricoeur, der Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen „nähme den Verrat in Kauf“, denn mit seiner Verweigerung des Waffendienstes zeige er doch, dass ihm das physische, existentielle Schicksal des Staates gleichgültig sei (S. 16). Ist diese Anschuldigung allerdings nicht ein wenig vorschnell? Es ist doch eine höchst anfechtbare Vorstellung, der Rückgriff auf Mord gereiche dem Staat immer nur zum Vorteil. Unser Freund hat hier sein Urteil mit einer einfachen Arbeitshypothese begründet, ohne die andere Seite der Realität mit in Betracht zu ziehen. Man dürfte hier nicht von Verrat sprechen, außer man könnte beweisen, dass die vom Staat organisierten Morde immer nützlich sind und dem Schutz der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen und auch des Staates selbst dienen.

4. Die militärische Verteidigung

Wir glauben übrigens, im Vortrag des Autors noch zwei andere philosophische Vorannahmen aufdecken zu können, die eng mit den zuvor behandelten verbunden, aber ebenfalls anfechtbar sind: für unseren Freund steht es zunächst einmal außer Frage, dass der Griff zu den Waffen, der vom Staat im großen Maßstab organisierte Mord, für diesen ein wirksames Mittel zur eigenen Verteidigung darstellt. Für ihn ist also der Mord ein sicheres und hinreichendes Mittel zum Schutz des Staates. Als ob die Staaten, die sich bei Bedrohung mit Waffengewalt verteidigt haben, die Angreifer immer erfolgreich hätten abwehren und mittels ihrer Armee die Bedrohung hätten ausschalten können! Als ob ein Staat, der zu seiner Verteidigung zu den Waffen greift, im Allgemeinen nicht zuerst einmal die zumindest teilweise Zerstörung des eigenen Volkes und des eigenen Landes riskiert und sehr oft sogar die eigene Zerstörung! Denken Sie an den Mai 1940. Wir werden später noch einmal, wenn wir über den Krieg sprechen, auf diesen optimistischen und idealistischen Glauben zu sprechen kommen und dann sehen, was davon zu halten ist. Wir werden aber zu zeigen haben, dass der Autor den Kriegsdienstverweigerern aus Gewissensgründen des Verrats am Staat beschuldigt, ohne vor her bewiesen zu haben, dass militärische Gewalt ein taugliches Mittel zur Verteidigung des eigenen Landes ist. Für die Anklagerede fehlt also noch ein wichtiges Element.

Im Übrigen hält unser Freund es für ausgemacht, dass die Existenz eines Staates oder Volkes einzig mit militärischen Mitteln geschützt werden kann. Das muss aber doch ebenfalls erst einmal bewiesen werden! Die Erfahrungen eines William Penn, Savorgan de Brazza, Rondon, Gandhi und Martin Luther King sprechen gegen eine solche Annahme.

Sicher liegen noch keine endgültigen Erfahrungen mit nicht-militärischer Verteidigung vor. Deshalb muss aber militärische Verteidigung noch lange nicht die einzig wirksame sein. Man muss es vielmehr so sehen: man hat nicht-militärische Verteidigung bisher doch noch gar nicht ausprobieren wollen, und deshalb gibt es keine Erfahrungen dazu – es leben einfach zu viele Menschen in wirtschaftlicher und psychologischer Hinsicht vom Krieg, als dass man es wagen könnte, auch einmal andere Wege zu gehen. Darf sich denn ein Christ mit der Anwendung von Mitteln abfinden, die er als verbrecherisch und unchristlich beurteilt, nur weil er inmitten einer Bevölkerung lebt, die sich nicht dagegen sträubt und nicht nach Alternativen sucht? Wäre denn ein Christ verpflichtet, sich zu beteiligen, wenn der Staat die Bedrohung durch eine Seuche oder eine Invasion mit einem Menschenopfer abwenden wollte? Und müssen wir denn nicht den Krieg als ein Menschenopfer in fantastischer Größenordnung auffassen? Ist denn wirklich derjenige ein Verräter, der sagt: ich kann es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, mich an einer Unternehmung zu beteiligen, bei der Mittel zum Einsatz kommen, die ich für dumm und verbrecherisch halte und die mich von meinem Erlöser trennen? Kann man einen solchen Menschen wirklich des Verrats bezichtigen, wie Ricoeur es auf S. 16 tut? Besonders wenn sich dieser Mensch ja durchaus zur Teilnahme am Kampf, wenn auch mit völlig anderen Mitteln, bereit erklärt?

Trotz ihrer Schwächen halten wir Paul Ricoeurs Broschüre für bemerkenswert und wollen zum Abschluss noch Folgendes dazu sagen: wenn es eine Ethik der Verzweiflung gibt, dann

doch die konstantinische Ethik selbst, denn sie hat sich ja von vorneherein unter zwei Herren gestellt und ist deshalb zwischen zwei gegensätzlichen Pflichten hin und her gerissen. Schon die Parallelität, die unser Freund anwendet, um die Situation des (konstantinischen) Christen zu beschreiben, unterstreicht die beiden gleichzeitigen Anforderungen: der Soldat verrät Christus, um den Staat zu retten, der Kriegsdienstverweigerer verrät den Staat, um für Christus Zeugnis abzulegen. Wird mit einer solchen Redeweise nicht stillschweigend ausgedrückt, der Staat sei zu einem ebenso bedeutenden Herrn wie Christus geworden? Der konstantinische Christ ist doch deshalb hin und her gerissen, weil er den Staat und Christus auf eine Stufe stellt. Seine Verzweiflung rührt daher, dass er sich nicht zwischen dem Staat und Christus entscheiden kann. Der Staat ist für ihn folglich ein Götze; der Staat steht nicht mehr im Dienste Gottes und muss sich nicht mehr den Gesetzen des Gottes der Heiligen Schrift fügen, sondern er ist der Moloch, der Gott der Gewalt, für den die Ethik des Evangeliums nicht gilt, und man möchte ihm gerne weiterhin zu Diensten sein und gleichzeitig auch Jesus Christus. Hier sind wir wieder an dem Punkt angelangt, wo wir neu entdecken müssen, was genau denn die Herrschaft Jesu Christi ist.

5. Abgrenzung zwischen Sanktionen und Gewalt

Natürlich wäre eine Gesellschaft ohne Sanktionen und ohne Ausübung von Macht dem Chaos und der Selbstzerstörung ausgeliefert. Uneingeschränkter Verzicht auf Herrschaft ist utopisch. Genauso kommt aber natürlich eine Gesellschaft, die von einem Staat mit Verfügung über starke Sanktionen regiert wird, manchmal in eine Lage, wo dieser Staat seine Macht zu ungeheuerlichen, verabscheuungswürdigen Verbrechen missbraucht. In unserem Jahrhundert ist das ja nur allzu oft geschehen. Man kann sich hier aber auch auf klare biblische Beispiele beziehen: einmal den Kindermord zu Bethlehem (Mt. 2, 16) und das Kreuz selbst. Wir sehen uns deshalb zu folgender Argumentation gedrängt: eine Gesellschaft muss auf jeden Fall die Möglichkeit zu physischen Sanktionen haben, diese müssen aber in ihrer Reichweite begrenzt werden und dürfen nicht in Gewalt umschlagen. Wird diese Grenze überschritten, würden Sanktionen nicht mehr schützend, sondern zerstörerisch wirken, nicht mehr zur Aufrechterhaltung der Ordnung dienen, sondern zu einer weiteren Ursache für die Entstehung von Unordnung werden. Sie schützen dann nicht mehr das Recht, sondern das Unrecht. Sie dienen nicht mehr der Verbrechensbekämpfung, sondern der Vermehrung von Verbrechen. Der große Fehler, der so vielen Theologen und auch Paul Ricoeur selbst unterlaufen ist, besteht darin, dass sie sich mit der These begnügen: „Der Staat kann ohne Machtmittel nicht bestehen“ und die Gegenthese vergessen: „Der Staat missbraucht oft seine Macht.“ So gelangen sie dann auch nicht zu der Synthese: „Wo liegt denn die Grenze, ab der man von Machtmissbrauch sprechen kann?“

Man kann dies auch anders formulieren: erwehrt man sich Räubern durch Räuberei, so wird man die Räuberei nicht verringern, sondern ausweiten, rechtfertigen, verallgemeinern, institutionalisieren. Bestes Beispiel dafür ist der Algerienkrieg. Nehmen wir den (anfechtbaren) französischen Standpunkt als gegeben hin, er habe mit einem Massaker an Europäern am 1. November 1954 begonnen. Das war reinste Räuberei. Der Gegenschlag war

aber ebenfalls Räuberei als Revanche und bestand in weiteren Massakern. Es ging weiter von Gemetzel zu Gemetzel, von Räuberei zu Räuberei, man gelangte schließlich zur Verallgemeinerung der Räuberei, bis bestimmte Generäle selbst von diesem Schwindel ergriffen wurden und unsere Staatspräsidenten die Entführungen von Ben Bella und Argoud ‚deckten‘, was Handlungen reinster Räuberei waren. Und die Räubereien haben sich auch im Mutterland verbreitet: willkürliche Festnahmen, Morde, Bombenattentate, Unterwanderung usw.

Gegen unser Argument wird man sicherlich kaum etwas einzuwenden haben oder ihm widersprechen. Wo jedoch soll die Grenze liegen? Wo überschreitet man die Grenze von gerechtfertigten Sanktionen zu ungerechtfertigter Gewalt? Zweifellos befinden wir uns hier mittendrin im Problem.

Stellen wir uns ein Manometer mit einer Nadel von 0 – 100 vor. 0 bedeutet eine Gesellschaft völlig ohne Sanktionen: kein Staat, keine Gerichte, keine Polizei, keine Strafen. Wir sind uns sicher alle einig, dass es sich hier um einen völlig utopischen Zustand handelt, der bei den Menschen, so wie wir sie nun einmal kennen, schlicht und einfach schlecht wäre. 100 bedeutet eine Gesellschaft, deren Staat in einem solchen Ausmaß seine Machtmittel, seinen Polizei- und Militärapparat missbraucht, dass er das unüberbietbare Verbrechen, die dämonische Zerstörung begeht: Massenmorde, Todeslager, Atombomben. Wohin soll man die rote Linie setzen, die die Grenze anzeigt, die nicht überschritten werden darf, d.h. wann ist der Sanktionsapparat einer Gesellschaft ausreichend stark, um das Böse einzudämmen, und wann ausreichend maßvoll, um es nicht auszuweiten oder zu verschlimmern.

Wir schlagen vor, die Grenze, die nicht überschritten werden darf, bei 20 oder 30 zu setzen. Und zu dieser Grenze kommt man wohl auch schneller als gedacht. Die Grenze ist für uns erreicht, wenn die Repräsentanten staatlicher Gewalt Delinquenten verachten und bei Anwendung physischer Druckmittel deren Persönlichkeit nicht mehr respektieren. Die Achtung vor der menschlichen Person bildet die Grenze. In der Persönlichkeitsphilosophie von Mounier und seiner Schule finden sich unserer Meinung nach alle notwendigen Elemente, um diesem Begriff der Achtung vor der menschlichen Person auch seinen juristischen und sozialen Inhalt zu geben. Unsere Kirchen täten gut daran, die Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen sehr ernst zu nehmen. Wir glauben überhaupt, dass der Begriff der Achtung vor der menschlichen Person eine unbestreitbare und stichhaltige biblische Begründung hat, die zu untersuchen lohnen würde.

Wir markieren mit 40, also schon weit oberhalb der Grenze, die beklagenswerte Polizeipraktik, die man *„passage a tabac“* (*Ausdruck findet sich nicht in meinem Wörterbuch*) nennt. Glauben denn die, die sie anwenden oder dulden und die Augen davor verschließen, anstatt sie hart zu bestrafen, sie trage in der Öffentlichkeit zu heilsamer Furcht vor Polizei und Justiz bei? Wir glauben jedenfalls, sie wirkt sich für die soziale Ordnung nur zerstörerisch aus und zwar aus vier Gründen:

- zunächst einmal ist es äußerst schwerwiegend, wenn Menschen, gegen die erst ein Verdacht besteht oder denen eine Straftat nachgesagt wird, schon vor Ergehen des Urteils bestraft werden, ohne dass sie die Möglichkeit hatten, sich zu verteidigen;

- dann ist es äußerst unselig und schwerwiegend, dass die Praxis der Körperstrafen, die aus zweifellos guten Gründen gesetzlich verboten sind, von denen geduldet oder praktiziert werden, die als Garanten für die Einhaltung der Gesetze angesehen werden

- es ist außerdem für die Gesellschaft furchtbar, dass Polizisten unbestraft, sozusagen von Amts wegen, eine Handlung ausführen, die der Inbegriff von Feigheit ist: drei oder vier Polizisten überwältigen einen Unglückseligen mit Fausthieben und Fußtritten, der sich nicht nur nicht wehren kann, sondern auch gar nicht das Recht hat, sich zu wehren; diese Feigheit korrumpiert die gesamte Gesellschaft und zuallererst die Polizei selbst;

- der „*passage a tabac*“ hat schließlich noch eine letzte verhängnisvolle Wirkung: er trägt dazu bei, wegen der Angst, die *er/sie* einflößt, die Zivilcourage in der Bevölkerung zu untergraben; die Menschen vermeiden es, Mitglied in oppositionellen politischen Parteien werden, regierungskritische Meinungen zu äußern und schließlich sogar eine oppositionelle Meinung zu haben, um nicht Gefahr zu laufen, *ihm/ihr* ausgesetzt zu werden. Diese beklagenswerte Praktik hat so mit zur politischen Apathie beigetragen, die in unserem Land zu beobachten ist, wo sich eine beträchtliche Anzahl von Bürgern nicht für die öffentlichen Angelegenheiten interessiert, um keine Scherereien zu bekommen – verstehen sie das richtig: um nicht in die Hände der Polizei zu fallen.

Die Folter setzen wir auf Rang 60. Alles, was wir soeben über mehr oder weniger spontane Gewalttätigkeiten der Polizei gesagt haben, gilt noch mehr und stärker für die Folter, die eine kaltblütige, methodische, zynische Handlung darstellt. Für den „*passage a tabac*“ können allenfalls mildernde Umstände in Anspruch genommen werden: die Polizisten reagieren an ihrem Opfer ihre Wut oder ihre Angst ab, danach ist Schluss. Der Verdächtige kann manchmal so überheblich und bedrohlich sein, dass man ihn schon matt setzen muss. Das sind Ausreden, gewiss, wir wollen nur eine verabscheuungswürdige und vollkommen schändliche Praktik objektiv einschätzen. Für Folter dagegen gibt es dagegen keinerlei mildernde Umstände.

Für das Opfer handelt es sich normalerweise um eine Quälerei, die wegen der Verwundungen und Schmerzen in den Todeskampf führt; sehr häufig führt sie auch tatsächlich zum Tode. Dies beweist, dass es sich um eine Art raffinierten Mord auf Sparflamme handelt, ist das Opfer erschöpft oder ohnmächtig geworden, dann wird die Folterung im allgemeinen für eine Weile unterbrochen, um sie wieder aufzunehmen, sobald das Opfer, mit oder ohne Zuhilfenahme einer Spritze, wieder zu sich gekommen ist. Die Kunst des Folterers besteht darin, das Opfer an die Grenze des Todes zu führen und dabei zu vermeiden, dass es wirklich zu Tode kommt, denn dann kann es ja nicht mehr aussagen; und sehr häufig, wenn es genug gesprochen hat, macht man es trotzdem fertig, sei es mit brutaler Gewalt oder weil man danach keine Rücksicht mehr nimmt. Die Folter stellt also das genaue Gegenteil der Achtung oder des Schutzes dar, die der einzelne Mensch eigentlich vom Staat garantiert bekommen müsste

Für den Folterer sind die psychologischen Schäden nicht minder schwerwiegend. Nicht nur, weil er (hoffentlich) mit Scham und Gewissensbissen reagiert, vielmehr tötet der Folterer die Achtung vor dem Leben, die Achtung vor dem Anderen, die Achtung vor dem Menschen, vor dem sittlichen Gesetz, um nicht von Religion zu sprechen, in sich selbst. Zwangsläufig will sich jemand, der gefoltert hat, auch wenn es nur ein einziges Mal gewesen ist,

rechtfertigen. Er äußert also zynische und blasierte Theorien, er wird unvermeidlich zur Bestie, für den der Zweck die Mittel heiligt, wenn er nicht irgendwann, in einer Art sittlicher Bekehrung, offen seine Taten verurteilen kann. Die Folter wurde ja in Algerien in großem Umfang angewandt, deshalb gibt es jetzt in Frankreich viele gefährliche Menschen, Verbrecher an der Macht oder unverbesserliche Bestien. Man sieht die traurigen Ergebnisse besonders bei der Polizei, denn dahin haben sich viele aus nicht immer lauterer Gründen geflüchtet.

Natürlich befindet sich, wer Folter rechtfertigt, nicht auf dem Boden des Evangeliums, sondern des Opportunismus. Es handelt sich um eine bedauerliche Praktik, sagen sie, die man aber eben manchmal braucht, um ein Geständnis oder eine Auskunft zu bekommen. Sehr bedeutende Juristen haben jedoch hinreichend bewiesen, dass man unter Folter erzwungenen Geständnissen nur begrenzt Vertrauen schenken darf. Wir werden also auf diesen Punkt nicht weiter eingehen. Berufung auf eine solche Rechtfertigung heißt doch, der Polizei und Justiz Faulheit und Inkompetenz zu bescheinigen. Mit dem Argument der Arbeiterleichterung könnte man in jedem Beruf Fehler, Rücksichtslosigkeiten, Unehrllichkeit und sogar Verbrechen rechtfertigen! Wohin würde das führen! Selbst ein Pfarrer könnte in seiner Amtsausübung Verbrechen begehen, wenn das Prinzip ‚der Zweck heiligt die Mittel‘ zulässig wäre, und er sich nach Belieben seine Arbeit erleichtern dürfte! In Wirklichkeit ist die Folter eine ungeheuerliche und nicht zu duldende Praktik. Und nur mit Bestürzung nimmt man zur Kenntnis, wie viele Juristen, deren Berufung doch darin besteht, das Recht zu schützen, ein so wenig entwickeltes Rechtsgefühl haben, dass sie ein solches Verbrechen mit Nachsicht dulden oder die Augen davor verschließen. Es ist sehr betrüblich, dass Polizisten oder Militär-Angehörige, die nachweislich gefoltert haben, so häufig ungestraft davon gekommen sind. Ganz ohne Zweifel hat unser Land nichts gewonnen von diesem Rückfall in die Barbarei, im Gegenteil, sie hat sicherlich eher zu seiner Demoralisierung beigetragen.

In Kriegszeiten gibt es die Ausrede, man müsse an Auskünfte kommen. Tatsächlich hat es manchmal wirklich schwierige Fälle gegeben! Die gibt es aber doch in allen Berufen! Die Ehre von Militär-Angehörigen besteht darin, so denken wir, dass man bestimmte Verbrechen einfach nicht begeht, auf gar keinen Fall. Folter an Gefangenen ist nun aber ausdrücklich als Praktik erwähnt, die nach den internationalen Konventionen verboten ist. Wenn Sie diese Grenze überschreiten, was unterscheidet Sie dann von den schlimmsten Nazis? Was könnten Sie Hitler dann noch vorwerfen? Sie können dann nur noch seine zynischen Lehren offen übernehmen oder zum verabscheuungswürdigen Heuchler werden.

Wir sind überzeugt, dass es in der Praxis immer auch eine andere Lösung als den Griff zur Folter gibt. Diese ist immer eine Lösung aus Faulheit. Unserer Meinung nach liegt man mit ihr immer falsch, sie beruht auf einer kurzsichtigen Politik und verkennt die wirklichen, langfristigen Interessen einer Gesellschaft. Unbestreitbar hat beispielsweise General Massu mit der Industrialisierung der Folter das gewonnen, was man die Schlacht um Algier nennt, und zwar in dem Sinn, dass es eine Zeitlang praktisch keine terroristischen Attentate mehr gab. Mit dem Sieg in der Schlacht um Algier hat er aber gleichzeitig Algerien verloren, denn die einheimische Bevölkerung, verärgert und bestürzt über diese unwürdige Barbarei, schlug sich danach in ihrer Gesamtheit auf die Seite der F.L.N. und genau das wollte letztere ja doch

erreichen. Man komme uns also bloß nicht mit einem Lob jenes Realismus! Die historischen Ergebnisse sprechen hinreichend für sich. Die Folter hat weder Hitler, noch seine französischen Nacheiferer weitergebracht.

Die Todesstrafe setzen wir auf Rang 80: unser nächstes Kapitel wird davon handeln. Schließlich kommt der Krieg auf Rang 100: er ist das höchste aller Verbrechen, bei dem es zu unendlich vielen Massakern und Zerstörungen kommt, bei dem das nationalisierte und industrialisierte Verbrechen zu einer Art kollektiven, kriminellen Wahnsinns wird und Gottes Wille und die Interessen der Menschen vollständig missachtet und mit Füßen getreten werden. Seltsam, wie das Heidentum des Kriegs derart seine Anhänger behext hat, dass viele, auch unter unseren Lesern, entsetzt sind, wenn wir den Krieg (Quelle so vielen ‚Heldentums‘!) ganz an die Spitze des Manometers setzen, dahin, wo es zu zerplatzen droht, denn es gibt nichts, womit man Gott mehr erzürnen könnte. Aber dieses Entsetzen wäre schon bezeichnend, und wir bitten diejenigen, die entsetzt sind, darum, noch einmal einen Augenblick innezuhalten.

Kapitel III - Die Todesstrafe

1. Das Kreuz

- a) Wie kann ein Christ von der Todesstrafe sprechen, ohne sofort an das Kreuz zu denken, an dem der Sohn Gottes selbst die höchste Strafe erlitt? Dieses Ereignis ist in sich schon ein äußerster Skandal und doch für den Glauben eine Art Notwendigkeit; der Menschensohn musste die schlimmste Beleidigung ertragen, die man einem Menschen antun kann: dass man Ihn so tötet, wie man kaltblütig ein für den Kochtopf bestimmtes Huhn erwürgt. Das war notwendig. Ohne nicht zuerst in die tiefste menschliche Verdammnis hinabzusteigen, konnte Er nicht zu unserem Erlöser werden, denn um uns dort aufzusuchen, ist Er ja gekommen. Deshalb auch die vollkommene Trennung von Seinem himmlischen Vater: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt. 27, 46). Und ebenso musste Er völlig von den Menschen getrennt, auf hässlichste Weise von ihnen zurückgestoßen, durch ihre hochmütige Gewalttätigkeit zum Nichts herabgewürdigt werden. Zu unserem Heil musste das so sein, nimmt dem Ereignis aber nichts von seinem Schrecken, der nicht allein vom Wesen des göttlichen Verurteilten herrührt (die Menschen wagten es, Ihn zu töten, Ihn!), sondern auch vom Wesen des an ihm begangenen Verbrechens, (sie wagten es, das zu tun, das!). dass wir uns angewöhnt haben, so leichtfertig mit diesem Skandal umzugehen, ist eine Art Gotteslästerung: die Menschen haben an Jesus die Todesstrafe vollzogen. Die Versuchung des Idealismus kommt hier wieder zum Vorschein, weil das Ereignis des Kreuzes nun vom historischen und gesellschaftlichen Kontext gelöst ist; es wird zur frommen Abstraktion, abgeschnitten von der Wirklichkeit des Menschen.

Als Jesus sich aus freien Stücken diesen scheußlichen Qualen unterwarf, hat Er sich weniger vom Strudel der Ereignisse hinweg tragen lassen, um in Seinem Fleisch die unerbittliche Fesselung durch das Gesetz der Sünde zu erdulden; sondern Er wollte Anteil nehmen am Schicksal aller, die seit Abels Zeiten im Verlauf der menschlichen Geschichte zum Tode verurteilt worden waren, aller Ermordeten, Gequälten, Ausgelöschten; und Er wollte besonders das Schicksal aller zum Tode Verurteilten teilen, denn diese sind die allerunglücklichsten Opfer. Das Wissen, dass man sie bald töten wird, versetzt sie in eine unendliche Verzweiflung, die auch Jesus selbst in Gethsemane kennengelernt hat: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ (Mt. 26, 39). Diese Verzweiflung, dieser langsame Todeskampf (*„a froid“* heißt so etwas wie gefühllos – mir fällt hier keine stilistisch gute deutsche Formulierung ein!) ist schlimmer als alle Krankheiten, die unter grausamen Schmerzen langsam zum Tode führen, bei denen die Betroffenen aber liebevoll gepflegt und von Freunden begleitet werden, die ihnen bis zuletzt, wenn sie dann schließlich erkaltet ist, die Hand halten. Sie ist schlimmer als der Todeskampf derer, die bei einem Autounfall, auf einem Schlachtfeld oder bei einem Bombenangriff ums Leben kommen, denn alle diese hoffen noch im Augenblick des Bewusstseinsverlusts, dass jemand zu ihrer Rettung kommen wird und sie so dem Tod entgehen können. Selbst jemand, der allein und unbewaffnet ist und in diesem Zustand von einem Löwen angegriffen wird, ist mit sich im Reinen, wenn er

sich wehrt und seinem Selbsterhaltungstrieb folgt, und er wird deshalb auch nicht allzu sehr ins Grübeln kommen, was ihn erwarten könnte und die Erfahrung zeigt ja auch, dass er durchaus davon kommen kann.

Der zum Tode Verurteilte ist dagegen nur von Feinden umgeben oder von Leuten, die ihn sich selbst überlassen; niemand hält ihm die Hand; niemand ist da, der ihn liebt; keine Chancen davonzukommen; unentrinnbare Gewissheit, dass er vernichtet werden wird. Jesus wollte nun aber in einer solchen Lage sein; Er wollte das Schicksal der allerverzweifeltsten Menschen teilen, um uns am tiefsten Punkt unserer Verdammnis nahe zu sein, um bei den Unglücklichsten unter uns zu sein. Wenn Jesus aber den Platz eines zum Tode Verurteilten einnehmen wollte und so unsere Lebensbedingungen in ihren tragischsten Formen auf sich nahm, dann kann ich danach nur noch erschauern, wenn ich einen zum Tode Verurteilten sehe; denn ich nehme die Gegenwart Christi wahr, dessen Todeskampf bis zum Ende der Welt andauert. (*Anspielung auf eine Bemerkung Blaise Pascals aus den ‚Pensees‘, die deutschen Lesern nicht unbedingt geläufig ist.*) In dieser Perspektive muss ein Christ das Problem der Todesstrafe angehen und nicht mit kalten, anonymen juristischen oder soziologischen Theorien.

- b) Wie konnten denn die Menschen aber ihren Heiland so einfach sterben lassen? Jesus wurde von einem ordentlichen Gericht ganz legal zum Tode verurteilt. Die menschliche Justiz wurde für Ihn in Bewegung gesetzt. Fest steht aber doch, dass von dieser Justiz flammendes Unrecht begangen wurde: Pilatus, der Richter, sprach die Todesstrafe gegen den aus, dessen Unschuld er dreimal beteuert hatte. Das wirft ein Schlaglicht auf die Welt der menschlichen Justiz. Natürlich war Pilatus nun nicht nicht der beste aller Richter, jedenfalls aber auch nicht schlimmer als andere. Wenn also ein Richter (und ein solcher war in Palästina quasi allmächtig) zu einer solchen Ungerechtigkeit, was sage ich, zu einer solchen Rechtsbeugung fähig ist, dann sollten wir in menschliche Richter letztlich vielleicht nur ein begrenztes Vertrauen setzen. Man wird natürlich auf Richter nicht verzichten können; trotzdem sollte man aber doch vernünftigerweise eine so schwerwiegende Sache wie die Todesstrafe nicht einem einzigen Menschen oder einem Kollegium überlassen, die sich schließlich irren können. Gegen eine Verurteilung zu Gefängnisstrafe ist immer Berufung möglich, nicht aber gegen eine Hinrichtung.

Warum hat Pilatus aber die Todesstrafe ausgesprochen, wo es doch offen zu Tage lag, dass Jesus praktisch keine politische Gefahr für die römische Herrschaft darstellte? Die Antwort ist einfach: Pilatus gab dem Druck der Masse und der Hohenpriester nach, die Stimmung gegen Jesus machten und ihn gewissermaßen erpressten (Joh. 19, 12). Gibt es aber eine solche Beeinflussung der Justiz durch Interessenverbände, die Presse oder sogar durch die Regierung nicht auch heute noch? Steht die Justiz nicht immer mehr oder weniger im Dienst einer Klasse oder einer Partei, manchmal auch einer Rasse? Es gibt so viele Gründe, warum man ihr nicht erlauben sollte, eine so furchtbare, so endgültige, nicht wieder gut zu machende Strafe zu verhängen wie die Todesstrafe.

2. Der zweite Räuber Lk. 23, 43)

Wenden wir unseren Blick etwas nach rechts: wir sehen da einen zweiten zum Tode Verurteilten, der neben Jesus mit dem Tode ringt. Die Tradition nennt ihn den ‚guten Räuber‘. In seinem Fall stellen wir aber nun sogleich einen weiteren Widerspruch fest: Pilatus hat ihn als ‚Terroristen‘ zum Tode verurteilt; Jesus aber öffnet ihm, als dem ersten, die Tore zum Paradies (Lk. 23, 43). Nach Maßstäben menschlichen Rechts wird er zum Tode verurteilt, nach göttlicher Gerechtigkeit ist er ohne wenn und aber freigesprochen. Gewiss kann man nicht hoffen, menschliches Recht werde jemals wirklich mit Gottes Gerechtigkeit in Einklang kommen, das wäre zu viel verlangt, aber trotzdem, der Widerspruch ist hier zu offenkundig. Menschliches Recht, d.h. das manchen Menschen zuerkannte Recht, über ihre Brüder zu richten, - wo doch überall in der Bibel davon abgeraten wird, unseren Nächsten zu richten, - darf sich aber ganz einfach und bescheiden immer nur als ein Zeichen für Gottes Gerechtigkeit verstehen. Nichts als ein Zeichen und also als eine relative, provisorische Tätigkeit, die nur auf Gottes Gerechtigkeit hinweisen soll.

Auch daraus folgt für uns, dass von Menschen auferlegte Strafen niemals einen endgültigen, nicht wieder gut zu machenden Charakter haben dürfen. Mit der Beschränkung auf provisorische, relative Strafen zeigt menschliches Recht, dass es nichts anderes will, als ein wenig Ordnung auf Erden zu schaffen, Schäden zu begrenzen und der Menschheit zu erlauben, in Erwartung des Jüngsten Gerichts ihren Weg so gut wie möglich fortzusetzen. Sobald menschliche Richter aber glauben, die Todesstrafe verhängen zu dürfen, überschreiten sie hochmütig die Grenze, die Gott ihrem Amt als Seine Diener gesetzt hat, denn Ihm allein steht das Recht über Leben und Tod Seiner Geschöpfe zu.

Sie überschreiten die Grenze aber noch aus einem anderen Grund: während mit Gefängnisstrafen eine Tat bestraft wird, richtet die Todesstrafe einen Menschen und schätzt ihn als absolut schädlich und unverbesserlich ein. Das ist aber offenkundig eine unhaltbare, überhebliche Anmaßung. Der Richter, der zum Tode verurteilt, steht nicht mehr im Dienste Gottes. Das Gefängnis bleibt noch im Rahmen der legitimen Sanktion, wohingegen die Todesstrafe eine vernichtende Gewalttätigkeit darstellt, die den Menschen selbst angreift. Gott hat nun aber keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern dass er sich bekehre von seinem Wesen und lebe! (Hes. 18, 23)

3. Jesus und die Ehebrecherin (Joh. 8, 1 – 11)

Als Jesus, einer Ehebrecherin gegenübergestellt, Seinen Widersachern antwortete: „Wer von euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“, hat Er theoretisch die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe bestätigt, ihre Anwendung aber praktisch unmöglich gemacht. So entging Er der Falle, die man Ihm gestellt hatte: Er musste sich offenbar zwischen der Verurteilung der Frau oder der des Gesetzes entscheiden. In beiden Fällen

hätte Er sich selbst verurteilt. Er hätte sich in den Augen des Volkes zugrunde gerichtet, denn dieses hätte sich weder damit abgefunden, dass durch Seine Schuld jene Frau zu Tode kam, - denn dann hätte Er sich die Hände blutig gemacht - noch dass Er es gewagt hätte, offen gegen das Gesetz zu handeln, was damals eine todeswürdige Gotteslästerung war. Geschickt bestätigt Jesus das Gesetz des Mose und verbietet dennoch Seinen Gesprächspartnern, ihrem Opfer das Leben zu nehmen.

Damit bestätigt Jesus die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe. Er stimmt dem Gesetz des Mose zu, denn „der Sünde Sold ist der Tod“ (Römer 6, 23). Gleichzeitig führt Er aber eine neue Klausel ein: nur, wer ohne Sünde ist, erklärt Er, kann hier ein Urteil sprechen. Es wäre wirklich unbillig, wenn ein Beschuldigter einen anderen Beschuldigten zu einer so harten Strafe verurteilen könnte. Man muss schon ganz und gar unschuldig sein, um ein Todesurteil wagen zu können. So viel ist klar, dass Jesus mit diesen Worten weder die Rechtmäßigkeit des Richteramtes als Ganzes in Frage stellen wollte noch die der menschlichen Gerichte; wohl aber hat Er die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe verneint, da ja derjenige, der sie zu verhängen wagt, nicht würdig ist, so zu handeln, denn er ist selbst ein Sünder. Gott allein ist Herr über Leben und Tod.

Damit könnte eigentlich die Sachlage ausreichend geklärt sein: Mit der Feststellung, die Todesstrafe sei theoretisch statthaft, praktisch aber durch die von Jesus eingeführte Klausel voller gesunden Menschenverstands, die noch niemand zu bestreiten gewagt hat, unmöglich geworden. Wir stoßen hier aber auf eine neue Schwierigkeit: Jesus selbst hätte die Frau ja verurteilen können, denn Er war ohne Sünde. Man könnte sogar sagen, Er hätte sie verurteilen müssen. Das hätte in der Logik Seiner eigenen Worte gelegen, denn absolut gesehen, außerhalb der Relativität menschlichen Rechts, hatte jene Frau ja den Tod verdient. Jesus hat sie aber nicht verurteilt. Da wirft sich uns eine sehr ernste Frage auf: hat sich nicht Jesus damit Seiner Aufgabe als formeller Ausleger des Gesetzes entzogen? Könnte man Ihm nicht vorwerfen, Er nähme die Forderungen des Gesetzes auf die leichte Schulter, die Er doch erfüllen wollte? Müssen wir denn jetzt, nach der Bewunderung, mit welcher Klugheit Er die Falle Seiner Widersacher umschiffte, betrübt feststellen, Er habe sich Seiner Verantwortung entzogen? Wie Seine Pflichtverletzung erklären?

- a) Vielleicht hat Jesu Haltung eine erste Erklärung. „Ihr sollt nicht wähen“, sagt Er, „dass ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ (Mt. 5, 17). Als Jesus sich Seinerseits der Verurteilung jener Frau verweigerte, hat Er vielleicht in Wahrheit das Gesetz erfüllt, auf jeden Fall aber seinen eigentlichen Sinn und die wahre Bedeutung. Jetzt, mit Seinem Kommen auf die Erde und mit Seinem kurz bevorstehenden Opfer hat eine neue Gesellschaftsordnung angefangen, in der es keine Todesstrafe gibt. Jesus hat sich nicht außerhalb des Gesetzes gestellt; vielmehr hat Er allen zu verstehen gegeben, von nun an würden die Forderungen des Gesetzes durch Sein Leben und Seinen Tod erfüllt und nicht länger durch nunmehr nutzlos und hinfällig gewordene blutige Hinrichtungen. In diesem Fall hat Jesus das Gesetz des Mose nicht vergewaltigt, denn der wahre Sinn jener zahllosen Drohungen mit der Todesstrafe, die uns

so sehr aufstoßen, wenn wir das Alte Testament lesen, war doch ein eschatologischer. Mit all diesen Drohungen ließ das Gesetz des Mose die Israeliten wissen, welche Strafe sie am Tag des Gerichts zu erwarten hätten, wenn sie sich offen dem Willen Gottes widersetzten: Schau her, was du am Jüngsten Tag zu erwarten hast. Die Todesurteile des Alten Testaments, die nur angedrohten wie auch die vollstreckten, waren insofern Zeichen des Jüngsten Gerichts. Es handelte sich jedoch um vorläufige Zeichen, die man so nur im Alten Testament findet. Das Neue Testament kennt sie nicht, man braucht sie nicht mehr, denn Jesu Verurteilung zum Tode genügt als Zeichen des Endgerichts vollkommen. Man kann sich wirklich kein schrecklicheres Zeichen des den Menschen bevorstehenden Gerichts vorstellen als das Urteil, mit dem sie wagten, Gottes Sohn zum Tode zu verurteilen. Die von Jesus erlittene Todesstrafe hat alle jene jetzt hinfällig gewordenen Zeichen vollkommen erfüllt. Von jetzt an reichen die relativen, vorsichtigen Verurteilungen zu Gefängnisstrafen völlig aus, uns daran zu erinnern, dass wir vor Gott Rechenschaft ablegen müssen für unsere Taten. Seit dem Kommen Christi ist die Erwartung des Gerichts unser Los. Dieses Gericht nun aber dem auferstandenen Christus anvertraut: „Von wannen Er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten.“ Wie können wir es wagen, dieses Gericht vorweg zu nehmen? Wir müssen ganz einfach Sein Urteil abwarten. Damit ist die Todesstrafe für den Christen zum Anachronismus geworden. Weil sie eine endgültige, keine relative und vorläufige Strafe ist, eine ruchlose Tat, mit der der Mensch das Urteil seines Meisters vorwegnimmt und sich an die Stelle des Richters setzt. Stimmt der Christ der Hinrichtung auch nur irgendeines Menschen, wer dieser auch sei, zu, dann leugnet er die Wiederkunft seines Herrn in Herrlichkeit.

- b) Jesus hat noch auf andere Weise das Gesetz des Mose erfüllt. Im Alten Bund konnte die Schuld des Menschen nur durch das Blut des Schuldigen getilgt werden; daher all diese Todesurteile. In Seiner Gnade hatte Gott Seinem Volk aber eine Gunst gewährt: in vielen Fällen konnte der Schuldige seine Sünde einem Tier aufladen, das an seiner Statt geopfert wurde. Das Blut des Opfertiers auf dem Altar ersetzte das Blut des Schuldigen und brachte ihm mit diesem Ersatz Gottes Vergebung. Die Bedeutung dieser Sühneopfer im alten Israel ist bekannt. Die Schuld der Frau in unserer Erzählung war auf jeden Fall zu groß, als dass sie durch ein solches Sühneopfer hätte getilgt werden können. Zur Erinnerung: der Ehebruch Davids mit Bathseba konnte nur durch den Tod von Davids Sohn gesühnt werden (2. Sam. 12, 20). Jesus weiß nun aber dass Er bald auf dem Altar Golgathas sterben und damit die Sünden aller Menschen büßen wird, auch die Sünde jener Frau. Sein auf Golgatha vergossenes Blut wird ihre Schuld auslösen und den Ehebruch sühnen. Deshalb braucht sie die Todesstrafe nicht mehr zu erleiden, dann käme ja, wenn ich das mal so ausdrücken darf, das Kreuz doppelt zum Einsatz. Von nun an, jetzt wo Christus gekommen ist, die Sünden der Menschen zu sühnen, braucht man die Todesstrafe nicht mehr anzuwenden, ist sie hin fällig und hat ihren Sinn verloren.

Bemerkenswerterweise gilt das auch für die Sühneopfer mit Tieren. Keine Kirche praktiziert noch Tieropfer. Trotz der unglaublichen Vielfalt christlicher Sekten, von denen einige sich zu wirklich außergewöhnlichen Glaubensformen bekennen, gibt es trotzdem keine christliche

Gemeinschaft, die noch irgendeine Form von Tieropfer praktiziert und sei es auch nur das eines Sperlings. Alle Christen haben glücklicherweise verstanden, dass das Opfer am Kreuz endgültig und vollständig alle blutigen Opfer erfüllt hat, die jetzt unnötig geworden sind. Betrübtlich und enttäuschend ist aber, dass es immer noch Christen gibt, die zwar glauben, Tieropfer seien durch das Kreuz hinfällig geworden und deshalb abgeschafft, Hinrichtungen dagegen, die doch eine Art Menschenopfer darstellen (wenn Sie das nicht glauben, dann haben Sie noch nie einer solchen Zeremonie aus der Nähe beigewohnt) noch nicht und müssten aufrechterhalten werden! Darin liegt ein bestürzender Widerspruch! Jesus hat also keineswegs das Recht gebrochen, als Er jene Frau nicht verurteilte. Man kann sagen, Er hielt es vielmehr peinlich genau ein, denn mit Seiner Anwesenheit in Jerusalem und Seinem Tod, der mit Riesenschritten naht, geht die Zeit der Opfer zu Ende und Sein eigenes Opfer wird bald vollständig die Sünde der Ehebrecherin sühnen. Man kann sogar deutlich sagen, Jesus habe das Gesetz erfüllt, denn Er hat dessen innersten Sinn offengelegt: alle Texte des mosaischen Gesetzes, die für diese oder jene Verbrechen die Todesstrafe vorsehen oder Tieropfer für die anderen Vergehen, waren in Wahrheit samt und sonders prophetische Texte, die ankündigten, Gott werde eines Tages selbst das Opfer zur Verfügung stellen, das Lamm Gottes, dessen Opferung die Erlösung der Welt vollenden würde. Als Jesus jene Frau nicht verurteilte, sagte Er also ganz einfach: die Zeit ist erfüllt, Gottes Verheißungen werden wahr; von jetzt an geschieht die Rettung einzig durch meinen Tod. Darum glauben wir, dass ein Christ, der einer Hinrichtung zustimmt, bei ihr mitmacht oder diese auch nur einfach propagiert, damit zeigt, dass er nicht an den Sühnetod Jesu am Kreuz glaubt, mit dem die Sünden der Menschen getilgt sind. Für einen Christen ist die Todesstrafe anachronistisch, nutzlos und gotteslästerlich.

4. Das Schwert in Römer 13, 4

Wir müssen jetzt den Wortlaut von Römer 13, 4 untersuchen, wo Paulus vom Schwert der Obrigkeit spricht. Gewiss wollen unsere Leser uns jetzt rasend gern widersprechen, denn sie sehen in dieser Anspielung des Apostels eine Rechtfertigung einer gewissen Gewalttätigkeit des Staats und wohl auch eine der Todesstrafe. Viele glauben wirklich, der Apostel habe die Todesstrafe befürwortet, als er schrieb: „Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst.“ Was soll man davon halten? Will der Apostel mit dieser Formulierung explizit auf die Möglichkeit einer Hinrichtung anspielen?

dass dem nicht so ist, zeigt uns schon der Kontext. Paulus betont die Notwendigkeit der Bezahlung von Steuern und der Achtung vor den Behörden (V. 6 und 7), nichts im gesamten Text deutet aber darauf hin, dass jene Christen in Rom, an die er sein Schreiben richtete, in Versuchung gewesen wären, so schwere Straftaten oder Verbrechen zu begehen, für die sie die Todesstrafe zu erwarten gehabt hätten.

Steckt in diesem Satz des Apostels denn eine ausdrückliche Anspielung auf die Todesstrafe? Bekanntermaßen verhängte der Richter während der ganzen Zeitdauer des römischen

Reiches Körperstrafen, vollstreckte sie aber niemals selbst. Es waren Likatoren, die peitschten oder die Verurteilten hinrichteten Beispiele: Mt. 27, 26 – 31; Apg. 16, 22 und 35, 22 + 24 + 39). Andererseits gebrauchten die Likatoren immer ein Beil zur Hinrichtung, außer in den sehr seltenen Fällen, wo ein römischer Bürger wegen eines Ehrverbrechens hingerichtet wurde: nur diesen stand das Recht zu, mit dem Schwert enthauptet zu werden. Man rufe sich ins Gedächtnis, dass das Likatorenbündel aus Ruten besteht, die um ein Beil herum gruppiert sind. In den Urkirchen gab es aber nur sehr wenige römische Bürger, diese Kirchen bestanden im Wesentlichen aus Sklaven und *Wanderern* (?). Hätte Paulus also auf die Todesstrafe anspielen wollen, dann hätte er geschrieben: „Fürchte dich; denn der Likator trägt das Beil nicht umsonst.“ Deutet man einen Satz des Paulus, in dem vom Schwert des Richters die Rede ist, so, als habe er vom Beil des Likators gesprochen, dann erscheint uns eine solche Auslegung als zu gewagt, zu einseitig: man liest in den Text hinein, was man in ihm finden will.

Letztendlich aber, wird man uns sagen, handelt es sich doch schon vom Augenblick an, wo vom Schwert gesprochen wird, um todbringende Gewalttätigkeit seitens des staatlichen Justizapparats; mit der Paulus aber doch einverstanden ist! Das Schwert stünde dann als Symbol für diese Gewalttätigkeit da. Aber gerade diese Vorstellung vom Symbol stört uns. Natürlich, wenn man in dem Schwert, das Paulus erwähnt, ein Symbol für die mörderische Gewalttätigkeit des Staates sieht, dann verstehe ich, dass daraus dann eine ganze wunderbare Philosophie der Gewalttätigkeit entwickelt wurde und sich schließlich, dank dieser einen einzigen, aber von der Vorsehung gesandten Erwähnung des Schwertes der Obrigkeit alle Gewalttätigkeiten rechtfertigen lassen! Uns stört dabei jedoch, dass die Bibel mit Zeichen und nicht mit Symbolen arbeitet. Außerhalb der apokalyptischen Texte gibt es in der Heiligen Schrift nur sehr wenige Symbole. Natürlich ist es für einige Philosophen eine sehr große Versuchung, ein ganzes System christlicher Soziologie zu entwickeln und dabei die notwendige Gewalttätigkeit zu verherrlichen, wobei dann dieses Wort vom Schwert der hauptsächliche (wenn nicht gar der einzige!) Beleg wäre! Die Bibel ist nun aber einfach kein philosophisches Buch.

Kurz, man muss hier zwischen zwei möglichen Textinterpretationen auswählen: entweder sah Paulus im Schwert des Richters das Symbol der bluttriefenden Gewalttätigkeit des Staates und teilte die ganze ‚realistische‘ Philosophie der Gewalttätigkeit, die man ihm so gerne zuschreiben möchte; oder aber Paulus sah ganz einfach im Schwert des Richters das Zeichen seiner Amtsgewalt und Macht. In diesem zweiten Fall hätte er dann ganz prosaisch sagen wollen: „Pass gut auf, er hat die Mittel, dich hart zu bestrafen“, ohne dass in diesen Worten die mindeste Anspielung auf die Todesstrafe läge. Der Leser hat wohl verstanden, dass wir der zweiten Interpretation zuneigen, denn wir misstrauen dem philosophischen Symbolbegriff, der uns zur paulinischen Gedankenwelt nicht zu passen scheint, und außerdem halten wir die zweite Hypothese für plausibler. Der Apostel spricht doch im Tonfall einer vertraulichen Mitteilung und nicht in dem einer Einführung in die Philosophie irgendeines Mysterienkults.

Man wird entgegen, der Apostel habe nichts dagegen einzuwenden gehabt, dass die Obrigkeit das Schwert trägt. Dazu merken wir an, man müsste wohl eher davon sprechen, dass er das Tragen des Schwerts nicht missbilligt. Das macht doch einen kleinen Unterschied. Auf jeden Fall billigt Paulus in diesen Versen die Macht der Obrigkeit zu strafen, sagt aber nichts über die Strafarten im Einzelnen. Er entwickelt keine Ethik zu irgendeiner Strafform. Er erinnert die Christen in Rom lediglich daran, dass die Obrigkeiten von Gott befugt sind, diejenigen zu bestrafen, die Böses tun, und dass das Schwert, das sie tragen, Zeichen ihrer Macht zu strafen ist. Paulus tritt damit überhaupt nicht in eine Debatte über die soziologische Rechtmäßigkeit der Todesstrafe ein.

Übrigens spricht Paulus hier von römischen Richtern, die also sicherlich Heiden waren. Man kann sich unmöglich vorstellen, er hätte dasselbe auch von christlichen Richtern gesagt, falls sich ihm eine solche Frage überhaupt gestellt hat, was ja höchst zweifelhaft ist. Eine christliche Ethik der notwendigen Gewalttätigkeit zu entwickeln und sie allein mit der vertraulichen Anspielung auf das Schwert, das die heidnischen Richter tragen, zu untermauern, erscheint uns als ein kühnes und sogar seltsames Unterfangen. Denn das grundlegende Argument einer solchen Theorie ist schließlich folgendes: da der heidnische Richter das Recht hat, sich eines Schwertes zu bedienen, so hat auch der christliche Richter ein solches Recht. Eine solche Argumentation kommt uns sophistisch vor. Wie wir gesehen haben, ist schon der Ausgangspunkt mehr als anfechtbar, die Beweisführung fehlt, die Schlussfolgerung ist falsch.

Abschließend sei uns die Bemerkung erlaubt, dass eine solche Argumentation nicht nur sophistisch ist, sondern für Gesetzesgläubigkeit kennzeichnend und nicht für eine wahrhaft christliche Ethik. Tatsächlich leitet man aus einer Ermächtigung oder Billigung, die man unter der Feder des Apostels zu erkennen glaubt (unserer Meinung nach zu Unrecht) ein allgemeines Gesetz ab, das sich nicht im Geringsten auf Person und Werk Christi bezieht, sondern allein mit sich selbst im Zusammenhang steht und ganz automatisch, ohne Bezug zum Glauben und zu Dem, an den man glaubt, ewige Gültigkeit besitzt. Eine Ethik mit einem einzigen Bibelvers zu begründen, ist reine Gesetzesgläubigkeit und erscheint uns unzulässig.

Um mit diesem Punkt nun abzuschließen, wollen wir noch einmal daran erinnern, dass die wenigen Verse, in denen der Apostel die Haltung der Christen gegenüber politischer Obrigkeit thematisiert, in zwei Abschnitte eingefügt sind, wo er ganz deutlich zeigt, dass christliche Ethik strikt gewaltlos sein muss; er spricht einzig und allein davon, wie auf Böses mit Gutem zu antworten sei, dass man dem Nächsten nichts Böses antun und schließlich ihn vor allem auch nicht töten solle (Römer 13, 9). Wir werfen der traditionellen konstantinischen Theologie vor, sich dieser einzigen und unglücklichen kleinen Anspielung auf das Schwert des heidnischen Richters zu bedienen, um die Ethik des Evangeliums zu zerschlagen und einen Nasenstüber auszuteilen, nachdem man zuvor ihren wahren Sinn verdreht hat. Als ob die Anspielung auf das Schwert des Heiden ausreichend wäre, um alles das zu verwerfen und für hinfällig zu erklären, was der Apostel für die Christen insgesamt

in seinem zwölften und dreizehnten Kapitel ausgeführt hat. Das erscheint uns missbräuchlich

5. Die Abschreckung durch die Todesstrafe

Einige unserer Leser, denen theologische Sorgfalt wenig bedeutet, werden den Hinweisen der christlichen Offenbarung, über die immer zu diskutieren ist, die gebieterischen Forderungen der sozialen Wirklichkeit entgegensetzen; unter dem Vorwand, die Kirche könne von einer säkularisierten Gesellschaft nicht die Einhaltung ihrer Normen verlangen, wollen sie uns auf das Gebiet eines empirischen Realismus locken, das ihnen sicherer zu sein scheint. Und sie betonen dann, dass die Todesstrafe zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Gesellschaft notwendig sei. Unsere Antwort darauf: hier gibt es nur dann ein Problem, wenn die Notwendigkeit der Todesstrafe bewiesen werden könnte. Ist ein solcher Beweis möglich?

Wir wollen jetzt nicht noch einmal alle soziologischen Argumente aufführen, die gewöhnlich zu Gunsten der Todesstrafe geltend gemacht werden. Bestimmt werden die Realisten einige dieser Argumente zurückweisen (und sich lustig über sie machen), dabei aber keine Stellung zu ihrer moralischen Gültigkeit nehmen und lediglich ganz allgemein sagen, Vollkommenheit sei eben unmöglich zu erreichen und jede menschliche Handlung zwangsläufig mit Fehlern und unerfreulichen Gefahren behaftet. Beispiele: die Gefahr, irrtümlicherweise einen Unschuldigen hinzurichten oder die Tatsache, dass möglicherweise die meisten zum Tode Verurteilten resozialisierbar wären oder auch welche Rolle im Schwurgericht der Kopf des Angeklagten spielt. Aber mit solchen Kleinigkeiten hält sich der Realist nicht auf und quält sich nicht mit der Furcht, es könnte irgendwelche Opfer geben. Nur das Interesse des Heimatlandes hat er im Blick oder das der Reichen.

Wir nehmen darum die Frage nach dem abschreckenden Charakter der Todesstrafe wieder auf, denn nur die hat unserer Meinung nach Gewicht, wenn man nach Gründen dafür sucht, warum diese Strafe immer noch aufrechterhalten wird. Die Argumentation läuft dann in die Richtung, dass mit einer solchen Strafe bei den Menschen eine heilsame Furcht geweckt werde und sie vor kriminellen Handlungen abschrecke, bevor es zum Verbrechen kommt. Ihre Abschaffung würde zu einem Ansteigen der Kriminalität führen. Dieses Argument ist nicht ganz von der Hand zu weisen; und in einigen ganz außergewöhnlichen Fälle wohl auch zutreffend. Hier aber einige Gründe, die trotzdem gegen die Todesstrafe sprechen:

Die Hinrichtungen werden ja im Morgengrauen, im Hof eines Gefängnisses unter Ausschluss der Öffentlichkeit, vollzogen, und das zeigt doch, dass man nicht mehr an ihre abschreckende Wirkung glaubt. Würde andererseits durch die Todesstrafe die Kriminalitätsrate sinken, dann müsste sich das in den Statistiken der Länder niederschlagen, die sie abgeschafft bzw. wieder eingeführt haben. Das ist nicht der Fall. Der gewichtigste Beweis für die Nützlichkeit der Todesstrafe schlägt hier fehl.

Man sollte sie aber vor allem aus psychologischen Gründen anzweifeln. Nur wenige Verbrechen werden im voraus geplant; in den allermeisten Fällen handeln die Kriminellen unter der Bedrohung durch verschiedene Leidenschaften: Wut, Eifersucht, Wahnsinn, Trunkenheit, Angst; sie befinden sich in einem Zustand der Überspanntheit, wo ihr Verstand ausgeschaltet ist; die Hoffnung, unter diesen Umständen könnte die Todesstrafe als Bremse wirken, ist völlig unreal. Was die kaltblütigen Verbrecher angeht, so sind die meisten überzeugt, man werde sie nicht erwischen, denn sie glauben, alle notwendigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen zu haben oder aber in einer Verhandlung vor dem Schwurgericht Recht zu bekommen, denn sie sind der felsenfesten Überzeugung, ihr Gegner (ihr Opfer) sei auf jeden Fall im Unrecht. In beiden Fällen bewirkt die Todesdrohung, die mit der Höchststrafe beabsichtigt ist, überhaupt nichts.

Von einer anderen Seite her betrachtet, setzt man auf den Selbsterhaltungstrieb, wenn man auf die Furcht vor dem Fallbeil zählt, um die Verbrechensanwärter in Schach zu halten, um man vergisst, dass es in jedem Menschen auch einen Zerstörungstrieb gibt - entweder zur Zerstörung anderer oder der eigenen Person - der manchmal stärker ist als der erstgenannte. Zum Beweis seien die Selbsttötungen angeführt und besonders die traurigen Fälle, wo eine junge Frau ihre kleinen Kinder mit in den Tod nimmt. Man begeht also einen Rechenfehler, wenn man nur auf den Selbsterhaltungstrieb setzt. Übrigens hat die Aussicht auf eine Verurteilung zum Tode häufig aufstachelnde und keine beruhigende Wirkung, wirkt als Gashebel und nicht als Bremse; die Aussicht beispielsweise, Held eines großen Verbrechens zu werden, dessen Foto detailgetreu in allen Zeitungen abgedruckt wird, kann einen Durchschnittsmenschen, der darin die einzige Möglichkeit sieht, endlich jemand zu werden, zum Verbrechen veranlassen. Und manchmal werden Verbrechen ja auch begangen, weil die betreffenden nicht als Feiglinge dastehen wollen und weil sie beweisen wollen, dass sie keine Angst vor dem Fallbeil haben.

In Wirklichkeit handelt es sich bei der Todesstrafe um eine barbarische und primitive Sitte. Sie beruht auf einer prälogischen Denkungsart, auf dem Glauben, man könne eine Krankheit ausrotten, indem man von Zeit zu Zeit einen Kranken tötet. Außerdem halten wir sie aus den schon angeführten Gründen für kriminogen, aber auch noch aus folgendem Grund: wenn der Staat einen zum Tode Verurteilten tötet, dann bestreitet er ihm indirekt das Recht zu leben. Was hindert dann aber jemanden, mit eben diesem Argument seinem Feind oder seinem Opfer das Recht zu leben abzusprechen und zu glauben, er erweise mit dem Mord an ihm der Gesellschaft einen Dienst. Anders ausgedrückt, das hier vom Staat gegebene Beispiel kann bei bestimmten Menschen als Rechtfertigung für ihre eigenen Taten benutzt werden. Wenn der Staat seine Gegner tötet, warum sollte ich nicht ebenso handeln? In diesem letzteren Sinn liegt viel eher der Abschreckungscharakter der Todesstrafe: der Staat ermutigt und rechtfertigt die barbarischen Sitten der Leute, die diejenigen töten, die ihnen im Wege stehen, wenn er an einer barbarischen Sitte festhält und diejenigen tötet, die ihn stören.

Um mit diesem Kapitel zu Ende zu kommen: eine Hinrichtung ist eine äußerst menschenverachtende Tat, eine schlimmere Gewalttat als Folter oder Vergewaltigung; denn

der Folterer ist noch in gewisser Weise mit seinem Opfer im Gespräch und zielt nicht systematisch auf seine Zerstörung; wer vergewaltigt, missbraucht sein Opfer auf abscheuliche Weise, versucht aber nicht, es zu zerstören oder zu erniedrigen, wenn er von seinem bestialischen Trieb überwältigt wird; manchmal kommt es sogar vor, dass er sich sehr höflich bei ihr entschuldigt. Die Todesstrafe ist jedoch von Grund auf menschenverachtend. Wer einen Menschen in zwei Stücke teilt, um mit Camus zu sprechen, oder ihn in ein Sieb verwandelt, wie wir es schon mit eigenen Augen sehen mussten, der handelt aus reinster Menschenverachtung. Und es ist sehr schädlich für die Gesellschaft, wenn der Staat in solch menschenverachtender Weise handelt. Und die Christen müssen unermüdlich wiederholen: nur die Liebe vermag die Probleme der Menschheit zu lösen.

Kapitel IV - Kurze Geschichte des Kriegs

Hinter dem Wort ‚Krieg‘ verbergen sich äußerst unterschiedliche Geschehnisse. Es ist recht nützlich, mit dem Versuch einer historischen Entwicklungslinie einer übertriebenen Idealisierung des Phänomens Krieg entgegenzutreten, bevor wir dieses dann mit dem christlichen Glauben konfrontieren. Wir werden in der Entwicklung des Kriegs vier wesentliche Phasen unterscheiden. Sie sind nacheinander auf der Bühne der Geschichte erschienen, jedoch ist keine dieser Erscheinungsformen völlig verschwunden, auch wenn sie vielleicht nur in den sog. unterentwickelten Gegenden unseres Erdballs überlebt haben. Es handelt sich sozusagen um eine Fuge, deren vier aufeinander folgende Sätze wir zu beschreiben versuchen; jeder von ihnen hat dem Erscheinungsbild des Krieges ein ganz besonderes Gesicht gegeben.

1. Der Beutezug

Die erste Form des Kriegs, die die Menschheit gekannt hat, nachdem sie aus der Vorgeschichte auftaucht, ist der Beutezug. Es handelt sich dabei um eine grausame und blutige Strafexpedition, die von einem Dorf oder Stamm gegen ein Dorf oder eine Karawane geführt wird, um diese auszuplündern. Vom Hunger oder einem anderen Mangel angetrieben, entschlossen sich die Männer einer solchen Gruppe eines Tages jene andere Gruppe anzugreifen, um sich ihrer Truppen, ihrer Frauen, ihrer Nahrungsvorräte, manchmal auch ihres Brunnens zu bemächtigen. Man zieht aus, um zu plündern, manchmal handelt es sich auch um Strafexpeditionen. Im ersten Teil des Alten Testaments gibt es reichlich Berichte über solche Feldzüge, eines der klassischsten Beispiele ist der Einfall in Ziklag, der in 1. Sam. 30 beschrieben wird.

Der Beutezug ist von ziemlich elementarer, primitiver Gewalt geprägt, von eher geringer, manchmal gar keiner Vorausplanung. Der Feldzug wurde nicht von Berufssoldaten durchgeführt, sondern von zu diesem Anlass bewaffneten Bauern oder Hirten (1. Mose 14, 14). Das glich einer Vergewaltigung auf einsamer Landstraße oder einem Raubüberfall auf eine Kutsche auf einem Hauptverkehrsweg oder einer Geiselnahme in einer Bank oder auch den Sitten afrikanischer Wilder, die dann angreifen, wenn sie Hunger haben und friedlich bleiben, wenn ihr Hunger gestillt ist, weil sich dann der Griff zur Gewalt erübrigt. Das war ziemlich bestialisch und brutal: jedenfalls tötete man die Menschen, die sich wehrten; das geschah aber ohne Bösartigkeit, wenn ich mal so sagen darf. Diese Kampfesform war, wenn man sie mit den Formen der Kriegführung vergleicht, die später folgten, noch gewissermaßen naiv. Man zerstörte so wenig wie möglich an Besitztümern, denn die wollte man sich ja aneignen; man schonte das Vieh, die Lebensmittel, alles was eine mögliche Beute darstellen konnte; man schonte noch mehr die Frauen und Kinder, weil man sie zu Sklaven und Konkubinen machen wollte. Wenn es sich nicht um einen Rachefeldzug handelte, schonte man auch die Gefangenen und machte sie zu Sklaven machte, die oft gut behandelt wurden.

Kurz, der Beutezug war ein spontaner und naturwüchsiger Krieg im Kleinformat, der keiner moralischen oder religiösen Rechtfertigung bedurfte und an den man nach seiner Beendigung keinen Gedanken mehr verschwendete, so normal erschien er im damaligen gesellschaftlichen Leben. Natürlich war man auf der Hut und fürchtete einen Angriff; einige Männer wurden besonders in den Umgang mit Waffen eingewiesen, so als machten sie eine Art Jagdschein. Der Krieg war noch von oberflächlicher Erscheinungsform, nicht industriell geformt, ohne spezialisierte Berufsgruppe, ohne theoretischen Hintergrund.

2. Der Krieg für das eigene Land

Mit der Entstehung des Königtums und des Staats erscheint eine neue Art des Krieges auf der Bühne der Geschichte. Im Alten Testament ist der Übergang durch David und Salomon markiert, die das erste Volksheer Israels begründen. Von jetzt an ist das Heer eine dauerhafte Einrichtung, zum großen Teil aus Berufssoldaten bestehend, das schnell zu einem mächtigen Stand im Volk wird. Auf die glänzende Improvisation des Beutezugs folgt die Kriegskunst. Taktik und Technik entwickeln sich, es kommt zu machiavellistischen Tricks. Das Vorgehen bei Tötungen und Zerstörungen ist teuflisch: Dörfer und Ernten werden verbrannt, Brunnen vergiftet, man greift zu Belagerungen und Vergeltungsmaßnahmen, Waffen mit Zerstörungsgewalt für ganze Kollektive werden entwickelt usw.; die ersten Rüstungsindustrien entstehen; die Uniformen werden vereinheitlicht; es entsteht die Reiterarmee. Viele der Propheten Israels wettern gegen sie, so sehr sind sie erschrocken über die neue Wendung, die der Krieg nimmt. Kriegerische Aufmärsche und militärischer Pomp zur Einschüchterung möglicher Feinde und zur Ermutigung des eigenen Volks werden üblich, das von jetzt an an sein Heer glauben soll. Die Kriegsgründe werden nun weniger praktisch orientiert und bodenständig als die für den Beutezug. Motive der Kriegsherren sind auch Ruhm, Macht, Ehrgeiz und ihre Übersteigerungen, ohne dass deswegen die wirtschaftlichen Ursachen für die Konflikte vom Tisch wären. Von jetzt an werden solche Beweggründe aber ideologisch verkleidet und man spricht gern von Ehre, Herrschaft und

vom Reich. Verführt und berauscht von ihrer eigenen Macht verbringen die Könige einen großen Teil ihres Lebens mit Kriegführung; das wird zu einer Art Sport oder zu ruhmreicher und erhabener Zerstreuung. Manche Feldzüge werden aus ganz unbedeutenden Gründen geführt, nur aus gekränkter Eitelkeit; aber schon kommt es zu den Teufelskreisen, die von nun an den Charakter des Kriegs bestimmen: Gewalt führt zu immer neuer Gegengewalt; das Wettrüsten beginnt, durch das jede Seite hofft, in die Lage zu kommen, die Nachbarn auslöschen zu können. Wir möchten besonders vier Eigenheiten des Kriegs für das eigene Land herausarbeiten:

- a) der Krieg wird unter Männern geführt: die Krieger versuchen sich gegenseitig in die Flucht zu schlagen; die Heere treffen aufeinander und die Soldaten töten sich in blinder Wut. Sie greifen aber keine Zivilpersonen an, zumindest gehört das nicht zu ihrem Plan; sie sind natürlich keine Heiligen; sie sind Soldaten, die plündern und brandschatzen; es kommt aber nur selten zu Massentötungen, die dann Anstoß erregen, und die dafür Verantwortlichen sind darauf nicht stolz. Natürlich, wenn nach einer Belagerung die Stadt endlich dem Angreifer in die Hände fällt, dann lässt dieser seine Wut an den Einwohnern aus und bringt sie um; das geschieht aber eher mit dem stillschweigenden Einverständnis der Offiziere als auf deren ausdrücklichen Befehl. Auf jeden Fall ist das formale Kriegsziel die Vernichtung des feindlichen Heeres oder dessen Flucht; die Zivilbevölkerung gilt eher als mögliche Beute und weniger als etwas, das man zu vernichten trachtet.
- b) Es gibt immer eine Front, eine sich verschiebende Grenze zwischen beiden Lagern. Wenn die Krieger ihre Front einhalten, dann wissen sie ihre Frauen und Kinder geschützt und vor jedem Unheil bewahrt; das Drama des Kriegs bleibt also lokal eingegrenzt: Angriff und Rückzug; Eroberung dieser oder jener Stadt, dieser oder jener Provinz oder dass man diese dem Feind überlassen muss. Die Spielregeln sind verhältnismäßig einfach oder in gewissem Sinn auch anständig.
- c) Es hat sich eine gewisse Kriegsethik herauskristallisiert. Mit der Ethik des Evangeliums hat sie natürlich nichts gemein! Gewisse Spielregeln haben sich aber schließlich aufgedrängt etwa wie im Sport; es gibt Tiefschläge, die einfach verboten sind; man versucht, unnötige Verwüstungen und Grausamkeiten zu begrenzen; die Schrecken der Kämpfe werden mit stillschweigenden Übereinkünften eingegrenzt. Eine Vorstellung von der Ehre des Kriegers entsteht: es gibt niederträchtige Handlungen, zu denen ein wirklicher Offizier sich niemals herablassen würde. dass diese Kriegsethik von sehr heuchlerischem Charakter ist, wird niemand bezweifeln. Es gibt sie aber, man muss sie ernst nehmen, und die Berufssoldaten setzen alles daran, ihr gerecht zu werden. Das hilft ihnen vielleicht, sich in die Augen schauen zu können; vielleicht rechnen sie sogar damit, dann von ihren Feinden besser behandelt zu werden, wenn das Schicksal es so fügen sollte, dass sie ihnen in die Hände fallen. Die Soldaten rühmen sich seitdem jedenfalls ihres militärischen Ehrenkodexes. Und man muss zugeben, manchmal entbehren ihre Heldentaten nicht einer gewissen Größe.

Die mittelalterliche Kirche hat zur Herausbildung dieser Kriegsethik beigetragen, als sie die Kämpfe nicht verhindern konnte und zwar mit der Einrichtung des sog. Gottesfriedens¹, die die Kämpfe auf vier Tage in der Woche begrenzte und mit dem Ethos des Rittertums; Ziel war, dass die Edelleute Wegelagerern werden sollten, sondern ehrenhafte Krieger, die sich an einem gewissen Moralkodex orientierten. In allen Jahrhunderten hörten die Anstrengungen zur Humanisierung des Kriegs und zur Begrenzung seiner Scheußlichkeit nicht auf: das von Henri Dunant begründete Rote Kreuz, die Genfer Konvention, der Internationale Gerichtshof in Den Haag sind Beispiele aus neuerer Zeit. Es wird niemanden überraschen, dass die Überwindung und Abschaffung der Barbarei schwierig war. Es bleibt, dass der Offiziersstand ein in der Gesellschaft geachteter Stand wurde, der etwas zu sagen hatte, und dass die Offiziere stolz auf ihren Beruf sein konnten. Für unsere Aussage gebrauchen wir absichtlich die Vergangenheitsform.

d) Der Krieg nahm religiösen Charakter an, nicht nur weil die kriegerische Gewalt aus einer grundlegend heidnischen Weltanschauung herrührt, wie wir weiter oben schon gezeigt haben, sondern auch, weil, soziologisch gesehen, der Krieg zu einer religiösen Erscheinung wird, für die religiöse Zeremonien unerlässlich sind. Auch das alte Israel hat diese Heiligsprechung des Kriegs gekannt. Die Kirche nicht weniger mit zahlreichen Handlungsweisen, darunter z.B. denen der Ritterlichkeit. Die Einrichtung von Militärfarrämtern ist das schlagendste und anfechtbarste Beispiel aus heutiger Zeit für diese Heiligsprechung des Kriegs und für den heidnischen Charakter, den die Kirche angenommen hat.

3. Der totale Krieg

Mit Guernica 1937 verändert der Krieg noch einmal sein Gesicht. Zum ersten Mal vergreift sich eine Militäreinheit, dem regulären Befehl ihrer Kommandanten gehorchend, an einer harmlosen Zivilbevölkerung, die keine Möglichkeit hat, sich zu schützen. Es war Markttag in der kleinen spanischen „heiligen Stadt der Basken“ als deutsche Bombengeschwader auf Rechnung der Nationalisten ihre Bomben auf die Menge niederregnen ließen. Es gab 1.400 Tote. Klar, danach gab es noch weitaus mehr. Aber eine Seite im Buch der Geschichte war umgeschlagen worden. Durch neue spontane Mutation entstand eine ganz neue Art von Krieg: der totale Krieg. Ungefähr zur gleichen Zeit ahmten die Italiener in Äthiopien und die Japaner in der Mandchurei diese Art von Kriegführung nach. Und alle Länder bereiteten sich fieberhaft darauf vor, es ihnen gleichzutun. Guernica war nur ein Test.

In Guernica wurden einfach nur neue Waffen ausprobiert. Wer hat damals allerdings verstanden, dass daraus eine neuen Art von Kriegführung entstehen würde? Gab es

¹ Zu Gottesfrieden und „Waffenruhe“ Gottes (Treuga Dei) als kirchliche Versuche einer Befriedung im Mittelalter vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Gottesfrieden>.

hellsichtige und beharrliche Proteste von Seiten der Kirchen? Haben christliche Offiziere ihren Dienst quittiert und mit lauter Stimme verkündet, sie könnten nicht mehr reinen Gewissens ihren Soldatenberuf ausüben, wenn in Zukunft solche Einsätze von ihnen verlangt würden? Niemand war so hellichtig; niemand hat sich dazu geäußert; alle waren einverstanden. Und viele haben ihr Komplizenhaftes Schweigen sehr teuer bezahlt: zwei Jahre später teilt Polen auf höherer Stufe das Schicksal Guernicas; dann Frankreich, Belgien, Holland, ganz Europa und viele andere Weltregionen, die in Feuer und Blut ertranken.

Inwiefern handelt es sich um eine neue Art von Kriegführung? Die meisten Merkmale des Kriegs für das eigene Land sind nicht mehr vorhanden. Es gibt keine Front mehr, denn die Bomber und Fallschirmspringer säen überall Tod und Zerstörung und Schutz gibt es für niemanden mehr. Krieg ist nichts mehr, was Männer unter sich ausmachen, denn die Helden des totalen Kriegs greifen sich vorzugsweise die Zivilbevölkerungen heraus, Frauen und Kinder. Die Soldaten versuchen nicht mehr, die Zivilisten in ihrer Heimat zu schützen, sondern strecken die Soldaten zusammen mit den Zivilisten neben ihnen nieder. Darum haben unsere Verbündeten so wacker einige unserer französischen Städte bombardiert. Durch den industriellen Charakter des totalen Kriegs wird mehr und mehr sein religiöses Gesicht verdeckt; sicherlich behält der Krieg noch eine gewisse Art von Heiligkeit, jedoch mehr in bestimmten äußeren Formen als in seinem innersten Wesen; denn von nun an handelt es sich um eine Unternehmung industriemäßigen Charakters auf fantastisch hoher Stufe mit dem Ziel, beim Gegner Zerstörung anzurichten. Die Militärfarrer halten weiterhin vor und nach den Bombardierungen Andachten, jedermann weiß aber genau, dass sich dieses Ritual selbst überlebt hat und bedeutungslos geworden ist. Nur eines zählt, die genaue Zahl der Detonationen. Man wirft manchmal geradezu ziellos ganze Bomben„teppiche“ ab, um den begierig nach Steigerung ihrer Gewinne strebenden Industriellen neue Staatsaufträge zu verschaffen. Im Krieg treffen nicht mehr Kriegstugenden wie Tapferkeit und Kampfesmut aufeinander, sondern Industriemächte, von denen die wirtschaftlich stärkste den Sieg davontragen wird.

Was den Übergang vom Krieg für das eigene Land zum totalen Krieg besonders charakterisiert, ist das Verschwinden eines Moralkodexes für das Militär. Wir haben schon festgestellt, wie zerbrechlich und fragwürdig dieser immer gewesen war. Es gab ihn aber und er hatte eine gewisse Würde. Einer seiner wesentlichen Grundsätze war, so weit wie möglich das Leben von Zivilpersonen zu achten. Dies wurde durch eine gewisse Anzahl anderer schöner Grundsätze noch erweitert. In dem Augenblick jedoch, als man in Guernica mit dem Grundsatz der Achtung vor der nicht kämpfenden Bevölkerung brach, fiel das ganze Gedankengebäude dieser armseligen Kriegsethik wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Und von dem, was man einmal soldatische Ehre nannte, blieb unvermeidlicherweise nichts mehr übrig.

Gar nichts mehr. Seitdem gilt keine Regel, keine Grenze mehr. Und es kommt wieder zu den niederträchtigen Handlungen, die fast schon überwunden gewesen waren: es wird wieder gefoltert, Geiseln werden erschossen, ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht, es kommt zu massiven Einschüchterungen und zu vollständiger Zerstörung riesiger Wohngebiete und

in einer einzigen Nacht kann es auch schon einmal 100.000 – 200.000 Tote geben. Das Gemetzel hat ganz und gar industriellen Charakter, ohne dass auch nur ein Rest von Ehre oder Sittlichkeit übrig geblieben ist. Diese Wörter haben sogar völlig ihren Sinn verloren. Der Krieger tut von nun an alles, was technisch möglich ist, ohne sich um moralische Werte oder Religion zu kümmern. Nur einige Erwägungen wohlverstandener politischer Interessen können ihn dazu bringen, den Gebrauch seiner teuflischen Maschinen abzuändern. So hat man z. B. vielleicht ein Interesse daran, einige Fabriken zu verschonen. Man wird vielleicht die Kränkung einiger politischer Mächte zu vermeiden suchen. Es gibt aber kein Gefühl für Ethik. Gewisse, derzeit modische Philosophen blasen ebenfalls in dieses Horn, als ob sie diesen Zustand rechtfertigen wollten.

Lange Zeit haben wir geglaubt, die verruchte und widerliche Hitler-Ideologie wäre für diese erschreckende Degeneration des Krieges verantwortlich. Frankreich hat sich aber leider veranlasst gesehen, in Algerien den Beweis dafür anzutreten, dass man nicht Hitler zuschreiben sollte, was der technischen und industriellen Entwicklung unserer westlichen Gesellschaft und dem allgemeinen Verfall moralischer Werte, die aus ihr folgt, zuzurechnen ist.

Mit dem totalen Krieg wurden alle Masken fallen gelassen; das Militär wurde ganz offen zum Werkzeug der Innenpolitik, das man schamlos zur Unterdrückung von Streiks und zum Mattsetzen der Arbeiterbewegung einsetzt und zur Unterdrückung selbst völlig legitimer Protestaktionen der Völker, und auch dazu, „verdächtige“ Mitbürger (worunter Kommunisten, Linke, Antimilitaristen, Oppositionelle zu verstehen sind) zu „neutralisieren“; das Militär kommt dann die Aufgabe zu, diese festzunehmen, sie in Konzentrationslagern zu parken und sie, wenn sie Widerstand leisten, vielleicht sogar umzubringen. Man nennt das dann „operationelle Landesverteidigung“. Diese zynischen Vorbereitungen zum Bürgerkrieg passen jedoch überhaupt nicht zu den schönen, moralisch verbrämten Lehren vom gerechten Krieg.

4. Der Atomkrieg

Es wird jedoch bereits der vierte Satz der Fuge gespielt; ein vierter, wieder ganz neuartiger Kriegstyp ist schon in Erscheinung getreten. Der Atomkrieg hat im August 1945 in Hieroshima und Nagasaki begonnen. Es handelte sich erst mal nur um Bomben von begrenzter Reichweite, die man dort erprobte; die heutigen Atombomben haben eine noch unendlich viel größere Zerstörungskraft. Mit dieser neuen Waffengattung entstand aber in gleichsam naturwüchsiger Mutation ein neuer Typ von Krieg. Die überwiegende Mehrheit unserer Zeitgenossen hat noch nicht verstanden, welche Veränderung hier stattgefunden hat und welcher neuen Realität man sich von jetzt an gegenüber sieht. Die Militärs scheinen übrigens selbst nicht Herr der Lage zu sein; wie bei Zauberlehrlingen scheinen ihnen ihre gewaltigen Todesmaschinen über den Kopf gewachsen zu sein.

Die Kernwaffen erscheinen uns als eine größere Neuheit als die Erfindung des Schießpulvers, - dieses diente anfangs nur dazu, die Katapulte zu ersetzen, von denen man Steine oder Kanonenkugeln abwarf. Und zwar aus folgenden Gründen: die Zerstörungskraft von 10 – 20 km Reichweite ist überhaupt nicht mit jener der größten herkömmlichen Bomben zu vergleichen, deren Zerstörungsradius kaum über 100 m hinausreicht, - es sind Waffen mit Langzeitwirkung noch nach Monaten oder vielleicht sogar Jahren, und zwar weil nach ihrem Einsatz die radioaktiven Niederschläge immer eine tödliche Gefahr darstellen; - diese Waffen stellen durch die Veränderung des Erbguts, die sie bei den Überlebenden hervorrufen, die Weiterexistenz der ganzen Menschheit und nicht bloß einzelner Individuen in Frage. Sie können nicht mehr mit militärischen Zielen der Zerstörung gerechtfertigt werden, denn sie zerstören so riesige Gebiete feindlichen Territoriums, dass man heute schon von demographischen Zielen spricht. Sie können nicht mehr mit politischen Zielen, die man anstrebt, gerechtfertigt werden, denn sie zerstören das Land, in dem man Veränderungen herbeiführen will, so vollständig, dass man nicht mehr von Politik, sondern nur noch von Nihilismus sprechen kann. Wenn sich schließlich die herkömmlichen Kriege damit begnügten, Gottes Geschöpfe, manchmal mit industrieller Perfektion, zu vernichten, so bedrohen die neuen Waffen jetzt die gesamte Schöpfung, zumindest die irdische, denn sie können alles Leben auf der Erdkugel vernichten.

muss man noch besonders auf den unmenschlichen Charakter dieses Krieges eingehen, den man für uns vorbereitet? Halten wir uns doch nur vor Augen, dass die Amerikaner über ca. 30 U-Boote mit jeweils 16 Polaris-Raketen bestückt verfügen; jede einzelne mit einer Zerstörungskraft, die der Gesamtheit aller Sprengstoffe, die an allen Fronten in den beiden ersten Weltkriegen zum Einsatz kamen, entspricht. Halten wir uns außerdem vor Augen, dass die Technokraten des Atomkriegs ganz offen in ihren Studien und Zeitschriften die Ausdrücke ‚Megakörper‘ und ‚Megabods²‘ gebrauchen, womit Millionen von Leichen gemeint sind. Machen wir uns schließlich auch noch klar, dass in den anti-atomaren Schutzräumen von Gesetzes wegen immer auch eine Schusswaffe vorhanden ist, um Schutz suchende Nachbarn, die gewaltsam dort eindringen wollen, am Eintreten zu hindern. Man muss auch die Rausch erzeugenden bakteriologischen und chemischen Stoffe erwähnen, die die Schrecken begrenzen.

Man wird uns jedoch entgegenhalten, diesen Atomkrieg wird es nie geben, er ist einfach zu schrecklich; so verrückt können die Menschen gar nicht sein und Gott wird das nicht zulassen. Schon zu den Zeiten der Propheten des alten Israel gab es falsche Propheten, die das Volk in falscher Sicherheit wiegten, indem sie versicherten, Gott würde niemals die Zerstörung Jerusalems zulassen. In Wirklichkeit zeigt die Geschichte, dass Rüstungswettlauf immer zum Konflikt geführt hat, denn die Anhäufung von immer schrecklicheren Waffen auf beiden Seiten führt zu wachsender Spannung, die sich schließlich wie ein Gewitter entlädt. Nun befinden wir uns aber in einem neuen und fantastischen Rüstungswettlauf. Man bräuchte also schon einen beträchtlichen Optimismus und Idealismus, um zu glauben,

² Bezeichnung für 1 Million Tote.

diesmal würde der Wettlauf nicht zu einem Konflikt führen. Pikanterweise sind hier die selbsternannten Realisten die größten Optimisten!

In Wirklichkeit kann der erste atomare Weltkrieg, - der dann der letzte Krieg überhaupt sein könnte, wenn es keine Überlebenden gibt, - jederzeit ausbrechen und zwar aus folgenden vier Gründen:

a) was als kleiner, lokal begrenzter Krieg angefangen hat, kann eskalieren und sich zum atomaren Konflikt auswachsen, wenn die Gegner immer schwerere Geschütze auffahren und schließlich auch die größten Bomben; b) ein Atomkrieg kann plötzlich aus reinem Zufall, durch technisches Versagen oder durch einen plötzlichen Anfall von Wahnsinn (oder Trunkenheit) eines einzelnen Menschen ausgelöst werden; c) niemand garantiert uns, dass die Regierungen der Großmächte nicht eines Tages vom Druck einer nationalistischen, überspannten und hysterischen Minderheit überwältigt werden könnten, die sie zum Handeln zwingen, wie das sehr wohl bei der Kubakrise hätte geschehen können; d) niemand garantiert uns außerdem, dass nicht im Verlauf einer neuen schweren Krise im Kalten Krieg irgendwelche Staatsoberhäupter der Großmächte das Risiko auf sich nehmen, durch einen Präventivschlag die atomare Sintflut losgehen zu lassen, um der anderen Seite nicht den Vorteil des Erstschlags zu geben. Die Präsidenten Kennedy und Chruschtschow haben uns das gezeigt: ein Damokles-Schwert hängt über unseren Köpfen; es hängt an einem seidenen Faden...

Mit dem vierten Typ Krieg hat allein schon der Begriff der Landesverteidigung jeglichen Sinn verloren. Das Militär interessiert sich nur noch für eines: das gegnerische Land und seine Bevölkerung zu zerstören und zwar möglichst schnell (es geht dabei um Minuten!) und möglichst vollständig (um Vergeltungsmaßnahmen zu vermindern). Der Schutz der Bevölkerung ist dabei höchstens noch ganz abstrakt im Blick, denn man weiß sehr genau, dass es keinen Schutz für sie gibt, wenn die Feindseligkeiten erst einmal ausgebrochen sind. Zur „Verteidigung“ der Leute gebraucht man das Mittel der Abschreckung, was den unschätzbaren Vorteil hat, lediglich auf psychologischer Spekulation zu beruhen, das erspart konkrete und lebenserhaltende Schutzmaßnahmen für die Menschen. Eine einfache *Wette* genügt! So wandern von jetzt an Milliarden des Staatshaushalts zur großen Freude der Industriellen in die Fabrikation der zerstörerischen Spielzeuge.

Das Militär ist leidenschaftlich in sein technisches und teuflisches Spiel verliebt, das ganz wesentlich ein Angriffsspiel ist; jeder rechnet vor, wie viele Megabods er fabrizieren kann und in welcher Zeit; es gibt durchaus irgendwelche anti-atomare Schutzbunker; die sind aber den Militärs selbst und der Regierung vorbehalten. Während zu Zeiten des Kriegs für das eigene Land sich die Soldaten mit ihren Körpern vor die Frauen und Kinder stellten, begeben sich die Militärs heute in ihre Silos in 80 m Tiefe, und die Frauen und Kinder werden schutzlos der Abschachtung preisgegeben. Am schlimmsten ist noch, dass das Militär selbst die atomare Katastrophe herbeiführt, allein durch die Tatsache, dass es so hoch gerüstet ist und Atomwaffen besitzt. Das Verteidigungsministerium müsste eigentlich in Ministerium für kollektiven Selbstmord oder in Ministerium für komplette Volksvernichtung umbenannt werden.

5. Die Theologie des Kriegs

Zur Zeit beschränken sich die Theologen, die sich überhaupt zum Thema Krieg äußern, darauf, unerschütterlich die Formulierungen der Rechtfertigung des Kriegs zu wiederholen; diese sind 600 – 800 Jahre alt und stammen von mittelalterlichen Moraltheologen, die sie selbst wiederum, vermittelt durch den heiligen Augustinus, von heidnischen römischen Juristen übernommen haben; das gilt besonders für den Begriff des gerechten Krieges, der ursprünglich auf Cicero zurückgeht. Und niemand scheint zu bemerken, welcher Abstand besteht zu dem, wie der Krieg sich heute darstellt und wie er vor 2.000 Jahren war.

Hinter dieser alten Kasuistik steckte eine gute Absicht: zweifellos wollte man die Häufigkeit der Konflikte reduzieren sowie ihre Schrecken und Abscheulichkeiten begrenzen. Gab es denn aber wirklich keinen besseren Weg, um dieses Ziel zu erreichen? Genauso wie man seit den Zeiten Napoleons versucht hat, die Prostitution und ihre üblen Folgen durch Reglementierung zu begrenzen, hat die mittelalterliche Kirche die Peitsche des Krieges durch Reglementierung zu zähmen versucht. Nach dem heiligen Augustinus haben unzählige Moraltheologen Lehren und Ethiken des Kriegs ausgearbeitet. Man hat damit aber auch nicht mehr Erfolg gehabt als im Fall der Prostitution: Reglementierung eines Verbrechens führt zu seiner Rechtfertigung und dazu, dass es zu einer festen und tyrannischen, oft allmächtigen Einrichtung wird.

Deshalb sind wir so misstrauisch den Theorien des Rechts auf Notwehr und des gerechten Krieges gegenüber. Anfangs will man eine Grenze ziehen. Um diese Grenze ziehen zu können, müssen aber gewisse Dinge erlaubt sein, damit wiederum andere verboten werden können. Um die ersteren erlauben zu können, muss man sie für rechtmäßig und ausdrücklich erlaubt erklären; wenn einmal gewisse Aspekte eines Verbrechens für erlaubt erklärt sind, dann fällt es nach Lage der Dinge schwer, die erlaubten Anteile nicht auch auf die Gesamtheit des Verbrechens auszudehnen. Deshalb rechtfertigen so viele Theologen sogar die Wasserstoffbombe; man fragt sich wirklich, was sie definitiv nicht mehr rechtfertigen würden? Und die Kirchen machen sich schließlich mit allem gemein; es gibt sehr wenige „Stellvertreter“ in unserer konstantinischen Christenheit, die sich jedweder Beihilfe zur Gewalt verweigern.

Wir wollen allerdings Johannes XXIII. lobend erwähnen, der in seiner Enzyklika *Pacem in terris* diese alten Lehren noch nicht einmal erwähnt hat. Trotzdem müssen wir mit einigen Worten begründen, warum wir sie verwerfen, denn wir sind überzeugt, dass viele unserer Leser trotz alledem noch daran glauben.

- a) Die klassische Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg erscheint uns unangebracht und nicht mehr zeitgemäß. Denn nie hat jemand zufriedenstellend definieren können, was eine Aggression ist. Tatsächlich waren doch immer alle, die sich bekämpfen, überzeugt, sich zu verteidigen (außer vielleicht zu Zeiten des Beutezugs). Als die Deutschen Polen angriffen, wollten sie ein Ende der bedrohlichen Umzingelung für ihr Land erreichen; als die englisch-französische Koalition den Suez-Kanal angriff, verteidigten sie die

Handelsfreiheit; während des Algerien-Krieges waren beide, Franzosen und Algerier, überzeugt, dass sie sich gegen einen gemeinen Angreifer verteidigten; und jetzt haben beide Großmächte, die Russen und die Amerikaner, die Finger am Abzug, wer könnte da sagen, wer der Angreifer ist? Die christliche Theologie sollte keine solch kindische Theorie auf ihre Kappe nehmen, die in jedem Fall auf einem unverbesserlichen Idealismus beruht.

- b) Die Vorstellung der Verteidigung aus Notwehr verschleiert in Wirklichkeit zwei verschiedene Gedanken: man will sich einerseits das Recht zugestehen, sich bei einem Angriff vor den Schlägen des Gegners zu schützen, sei es, indem man die Kraft seiner Arme in die Waagschale wirft oder auch einen Gegenstand, der als Schutzschild dient, oder sei es durch Flucht; wenn es dabei bleibt, ist das problemlos: Jesus und die Apostel haben selbst vorgemacht, dass sie denen zu entkommen suchten, die ihnen nach dem Leben trachteten (Apg. 9, 25). Der Begriff der Verteidigung aus Notwehr verschleiert andererseits aber noch eine ganz andere Vorstellung: man habe aus Vorsichtsgründen das Recht, denjenigen zu töten, der einen bedroht; es geht also um Präventivmord. dass unter Berufung auf das Neue Testament eine Rechtfertigung von Präventivmord denkbar ist, bezweifeln wir aber.

Wenn man diesen Begriff ins Kollektive überträgt, dann gelangt man zu einer dem in doppelter Hinsicht entsprechenden Vorstellung: ein Land, das angegriffen wird (und wie wir schon gesehen haben, empfindet man sich immer als angegriffen), hat zum Schutz seiner physischen Existenz das Recht zur Verteidigung, was unbestreitbar erscheint, solange man die Frage der dazu verwendeten Mittel ausklammert. Andererseits hat ein Land, das angegriffen wird, das Recht, sich mit organisiertem Massenmord zu verteidigen, was genau der strittige Punkt ist, sowohl aus ethischer Sicht als auch vom Standpunkt der Effektivität. Anders ausgedrückt, die Lehre von der Verteidigung aus Notwehr ist sehr erfinderisch darin, verabscheuungswürdige Mittel durchgehen zu lassen, um Ziele zu erreichen, gegen die nichts einzuwenden ist. Heiligt denn aber der Zweck die Mittel? Die Frage ist zu ernst, als dass man sie mit einigen Taschenspielertricks lösen könnte.

- c) Der Begriff des gerechten Kriegs ist heidnischen Ursprungs. Die Ausdrücke, die hier auf diese Weise zusammengefügt werden, erscheinen für jeden, der die Botschaft des Evangeliums ernst nimmt, immer unvereinbar. Wie könnte man denn von gerechtem Ehebruch sprechen! Kurz, den mittelalterlichen Moral-Theologen war es ein Vergnügen zu untersuchen, unter welchen Bedingungen ein Krieg als gerecht anzusehen ist. Es fällt auf, dass sich unter den neun aufgeführten Bedingungen kein einziger Bezug auf das Evangelium findet. Wir sehen uns also einer laizistischen und de facto atheistischen Ethik gegenüber. Ja, mehr noch, einer idealistischen Ethik, bei der in Wirklichkeit fast keine der aufgeführten Bedingungen erfüllt ist. Diese Bedingungen müssen wir hier vielleicht noch einmal nennen, so wie sie z.B. bei P. Franziskus Stratmann OP formuliert sind:

- Der Kriegsgrund muss ein schweres Unrecht sein, das nur von einer der beiden Kampfparteien begangen wurde
- bei einer Seite liegt eine schwere Schuld vor, an der nicht zu rütteln ist; materielles Unrecht genügt nicht und ein unbestreitbarer Beweis für diese Schuld muss vorliegen
- der bewaffnete Konflikt muss unvermeidlich sein, d.h. alle Versuche, sich auf friedlichem Wege zu einigen, die ernsthaft und bis zum Äußersten geführt sein müssen, sind gescheitert

- zwischen Schuld und den Mitteln der Bestrafung muss ein gerechtes Verhältnis bestehen, denn es ist ungerecht und verboten, ein Strafmaß anzuwenden, das das Ausmaß der Schuld übersteigt
- eine moralische Gewissheit ist erforderlich, dass die gerechte Seite den Sieg davon tragen wird
- das für den Staat zu erwartende günstige Ergebnis eines Kriegs muss dessen Erschwernisse aufwiegen;
- die Art der Kriegführung muss sich im erlaubten Rahmen bewegen, d.h. innerhalb der Grenzen von Gerechtigkeit und Liebe
- man muss vermeiden, dass Staaten hineingezogen werden, die nicht direkt Partei sind, und eben sowenig die Christenheit in ihrer Gesamtheit
- eine Kriegserklärung von einer rechtmäßig eingesetzten Obrigkeit muss vorliegen.

In welchem Krieg konnte jemals eine Kriegspartei ernsthaft erklären, alle diese Bedingungen wären zu ihren Gunsten erfüllt gewesen, so dass der Krieg, den sie führte, als gerecht zu betrachten gewesen wäre? Nun besteht diese Lehre aber darauf, ein Krieg sei dann als gerecht anzusehen, wenn alle Bedingungen gleichzeitig erfüllt sind. Die Kunst dieser Kasuistik hat nichts daran geändert, dass jede dieser Bedingungen jeweils verschieden interpretiert werden kann, so dass man vor jeder ein wenig zögern darf; es bleibt dabei, diese Lehre kann heute keine Anwendung mehr finden. Zur Zeit des Beutezugs wäre sie anwendbar gewesen. Möglicherweise hatte sie zu der Zeit, als sie formuliert wurde – es war die Zeit der Feudalherren, die wieder zu den Gepflogenheiten des Beutezugs zurückgekehrt waren, indem sie eine Burg nach der anderen mit Krieg überzogen - eine gewisse Nützlichkeit; heutigentags kann aber, mit Ausnahme vielleicht der letzten, keine dieser Bedingungen mehr erfüllt werden.

Wann hat man jedenfalls je einen geistlichen Führer gesehen, der sich an eine Regierung gewandt hätte, um ihr in aller Form zu erklären: „Der Krieg, den du führst, ist ungerecht!“ und der dann geeignete Maßnahmen ergriffen hätte, die ihn selbst verpflichten, und der dann die Christen dieses Landes zur Befehlsverweigerung aufgerufen hätte? Wann? Seitdem interessiert uns die Lehre vom gerechten Krieg nicht mehr: wir überlassen sie den Idealisten.

Noch ein letztes Wort. Wird diese „Lehre“ vom gerechten Krieg auch nur oberflächlich untersucht, so wird klar, dass sie auf jeden Fall unter folgender Vorannahme formuliert wurde: es gibt Fälle, wo ein Christ guten Gewissens Krieg führen kann. Eine solche Annahme muss aber doch erst einmal bewiesen werden, und nicht nur immer aufs Neue wiederholt. Diese Lehre hilft uns also bei unserem Problem überhaupt nicht weiter.³

³ Fußnote: Wir halten es nicht für nützlich, hier den klassisch gewordenen Einwand vom „geringeren“ Übel zu diskutieren. Denn es handelt sich um eine opportunistische Spekulation über ein vorweggenommenes Ergebnis und nicht um eine Handlung, die geboten wäre, da sie von Jesus Christus herrührt und zu seiner Verherrlichung dient. Man kann auch sagen, die Ethik des geringeren Übels ist eine atheistische Ethik. Im Neuen Testament findet sich dazu nur ein mehr als suspektes Beispiel: die Rede des Kaiphas (Joh. 11, 50).

Kapitel V - Für eine wirkliche Landesverteidigung

Die Ausdrucksweise der Überschrift lässt durchblicken, dass das, was üblicherweise Landesverteidigung genannt wird, keine wirkliche Landesverteidigung ist bzw. nicht hält, was man sich von ihr verspricht. Unserer Meinung nach müsste tatsächlich die Vorstellung, das Militär würde die Landesverteidigung gewährleisten, erst einmal mit unserem kritischen Verstand genau geprüft werden und nicht nur gebetsmühlenartig immer aufs Neue wiederholt.

Auf den folgenden Seiten argumentieren wir selbstverständlich streng nach dem Maßstab der Wirksamkeit, um denjenigen, die unsere Meinung nicht teilen, auf ihr eigenes Terrain zu folgen. Unsere Leser teilen doch ganz bestimmt unsere Meinung, dass unsere Kirchen, wenn sie denn wirklich den Grundsätzen des Evangeliums entsprechend leben wollen, mit einer Stimme sprechen, ohne zu zögern wieder die Haltung der ersten Christen einnehmen und Kriegsdienst und jegliche Zusammenarbeit mit dem Militär ablehnen, stattdessen gewaltlose Landesverteidigung fordern, von ganzem Herzen den Weg der Gewaltlosigkeit ausprobieren und auch mitgehen müssten Viele unserer Leser werden aber wohl trotzdem noch zögern, den militärischen Weg zu verlassen; sie finden die Haltung des Evangeliums zwar schon ideal, halten sie aber für nicht wirklich umsetzbar, und bleiben deshalb bei ihrer Haltung, Sicherheit könne nur auf dem Weg der Gewalt erreicht werden, die sie als realistisch ansehen; kurz, sie glauben noch an die Nützlichkeit des Militärs. Wir wenden uns deshalb jetzt an sie, damit diesen eingefleischten Glauben kritisch zu sehen lernen. Vielleicht gelingt es uns, ihnen zu zeigen, wie viel Bluff in den Behauptungen des Gottes Mars steckt. Versuchen wir, objektiv unsere Arbeit der Entmystifizierung weiter zu verfolgen.

1. Trügerischer Charakter der Landesverteidigung

In seinem Friedensappell vom 26. August 1964 schrieb Paul VI.: „Man beobachtet, wie die trügerische Vorstellung wieder auflebt, Frieden könne nur auf der erschreckenden Macht extrem mörderischer Waffen begründet werden.“ Es obliegt uns nun, diesen trügerischen Charakter militärischer Verteidigung zu untersuchen.

- a) Im Verlauf der letzten 100 Jahre wurde Frankreich fünfmal angegriffen. Viermal erlitt die französische Armee eine vollständige Niederlage und hatte folglich unser Land nicht verteidigen können: in den Jahren 1870 und 1940, in Indochina und in Algerien. Das fünfte Mal, im Jahre 1914, gelang es ihr, die deutsche Invasion zu stoppen, sie hat also die Katastrophe begrenzt, jedoch konnte sie die von der Invasion betroffenen Departements, und das waren immerhin ein Sechstel der Landesfläche und ein Fünftel der Bevölkerung nicht aus eigener Kraft verteidigen und danach befreien. Also kann man trotzdem nicht behaupten, sie habe unser Land verteidigt. Die Gebiete im Nordosten unseres Landes konnten nur mit starker Unterstützung der amerikanischen Armee befreit werden. Diese waren aber auf unbeschreibliche Weise verwüstet worden, - und noch ein Teil Belgiens dazu. In Deutschland hat es damals praktisch keine Zerstörungen gegeben und auch keine in England. Folglich kann man sagen, der französischen Armee war es nicht

gelungen, unser Land zu schützen; eher muss man feststellen, dass sie stark zu seiner Verwüstung beigetragen hat: die französischen Granaten richteten in dem betreffenden Gebiet genauso große Zerstörungen an wie die deutschen. Ganz klar muss man hier also sagen: es ist leider wahr, dass man zuallererst die Verwüstung und manchmal auch die vollständige Zerstörung bewirkt, wenn man ein Land, eine Stadt mit Waffengewalt verteidigen will.

Man wird entgegenen: Mit dem Sieg an der Marne hat die Armee den Schaden aber doch begrenzt und die restlichen vier Fünftel unserer Landesfläche geschützt. Es stimmt, der Vormarsch der Deutschen wurde gestoppt. Wurde denn aber diese Beendigung der Invasion, diese plötzliche Wende vom Bewegungs- zum Stellungskrieg, wirklich durch unsere Armee bewirkt? Wir bezweifeln das. Das Heldentum unserer Väter, die Pariser Taxis von Gallieni und die Champagne von Reims erklären möglicherweise teilweise den ersten Sieg an der Marne; sie erklären nicht, warum der Krieg plötzlich einen anderen Charakter annahm und den Eindringlingen keine Offensive mehr gelang. Die Wandlung des Kriegs bedarf unserer Meinung nach einer Erklärung, sie liegt nicht so sehr an den kriegerischen Verdiensten unserer Armee - die wir keinesfalls leugnen - sondern einfach an der Tatsache, dass der erste Monat der Feindseligkeiten den beiden anwesenden Armeen die Benutzung zweier neuer Waffen ermöglicht und diesen zu so großer Wirkung verholfen hatte, dass von da an niemand mehr weiter vorrücken konnte.

Wir wollen von den Maschinengewehren sprechen, die, im Kreuzfeuer aufgestellt, eine unüberwindliche Barriere bildeten; und von den Schnellfeuerkanonen (die 75er und 77er), deren ‚Sperrfeuer‘ wirkungsvoll alle Truppenbewegungen behinderten. Deshalb hat es keine wirkungsvollen Offensiven mehr gegeben; sie wurden alle an Ort und Stelle von einem gewaltigen Leichenberg blockiert. Und deshalb lernten unsere Väter vier Jahre lang den schrecklichen, unmenschlichen Stellungskrieg kennen. Es brauchte die amerikanische Verstärkung und darüber hinaus das Erscheinen der ersten Kampfwagen auf den Schlachtfeldern, die die Maschinengewehr-Stellungen von Grund auf zerstören konnten, damit der Bewegungskrieg wieder siegreich zum Zuge kommen konnte, zum Vorteil derjenigen, die Panzer besaßen. Deutschland hatte einen entscheidenden Fehler begangen: es hatte für den Kriegserfolg auf Zeppelins gesetzt, dabei hätte es Kampfpanzer einsetzen müssen.

Wir halten es also für unklug, der französischen Armee als Aktivposten zuzurechnen, dass die vier Fünftel unseres Landes vor den Leiden und Zerstörungen bewahrt werden konnten, die das restliche Fünftel erdulden musste. Diese Umwandlung zum Stellungskrieg muss man einer Art technischen Störung zuschreiben. Es gab eine Art Gedankenstrich in der Geschichte des Kriegs: einen Zeitraum von vier Jahren, als zuerst die Maschinengewehre auf der Bildfläche erschienen und dann die schweren Kampfwagen, in dem die klassische Kriegführung aus überwiegend technischen Gründen unmöglich geworden war. Unglücklicherweise verringerten sich aber dadurch die Zerstörungen und das angerichtete Blutbad überhaupt nicht. Tausende von Städten und Dörfern wurden dem Erdboden gleichgemacht und die Bevölkerung Nordfrankreichs hatte die Zeche ganz alleine zu bezahlen. Alles in allem kann man also

festhalten, dass bei den fünf Malen, als wir angegriffen wurden, unser Land durch unsere Armee nicht wirklich geschützt werden konnte. Allerdings konnte sie dennoch siegreich nach Italien, auf die Krim, nach Mexiko, nach Tongking, nach Madagaskar sowie nach Schwarz- und Nordafrika marschieren.

- b) Sollte man also unserer Armee die Tapferkeit absprechen, womit man ihr ganz und gar unrecht täte, und an günstigere Verläufe anderswo glauben? Gehen wir die Geschichte der letzten hundert Jahre durch, so finden wir überall dieselbe Erscheinung wieder: eine Militärmacht, die einen Angriff auf ein Nachbarland gut vorbereitet hat, ist damit mit hoher Wahrscheinlichkeit erfolgreich. Wir sagen, mit hoher Wahrscheinlichkeit, denn natürlich ist das kein Naturgesetz. Sprechen wir also bescheidener davon, dass so etwas wiederholt vorgekommen ist: die angreifende Militärmacht siegt zumindest auf einem Gebiet von mehreren 100 km und kann ihren Sieg zumindest einige Jahre lang aufrechterhalten.

Aus den letzten hundert Jahren kennen wir keinen Fall, bei dem es einer Militärmacht gelungen wäre, einen Angreifer schon an der Grenze aufzuhalten oder aber schon in relativ kurzer Zeit seinen Rückzug zu erreichen. Zwar wurden einige französische Truppen, die sich im September 1939 an der Siegfried-Linie geschlagen hatten, wieder zurückgedrängt – das widerspricht dem aber nicht, denn niemand wird behaupten wollen, die französische Armee habe damals einen wirklichen Angriff auf Deutschland vorbereitet und ausgeführt; mit den wenigen Kämpfen auf deutschem Boden sollte hauptsächlich der Eindruck erweckt werden, Frankreich käme Polen zu Hilfe. Und Griechenland gelang es zwar 1941, die Italiener, die 1940 einmarschiert waren, wieder zu verjagen, trotzdem wurde es nur einige Monate später vollständig von Deutschland besetzt.

Man wird uns jetzt das Beispiel Stalingrads entgegenhalten; wir werden auf einige Einzelheiten zu sprechen kommen, die den letztlichen Sieg der Russen erklären, unsere allgemeine Feststellung aber nicht erschüttern können. Der Großteil der Roten Armee hatte sich zunächst vor der Invasion zurückgezogen in etwa wie zu Napoleons Zeiten, anstatt das Land zu verteidigen, und hatte ganz bewusst einen beträchtlichen Teil des nationalen Territoriums preisgegeben. In diesem riesigen Gebiet kam es zu schrecklichen Verwüstungen und unsäglichem Leid für die dortige Bevölkerung. Es stellt sich also so dar, als ob die russische Armee sich klugerweise einem Verteidigungskrieg verweigert hätte, um ihre Kräfte für den Augenblick aufzusparen, wo sie ihrerseits einen Angriffskrieg führen konnte, was unsere Eingangsbehauptung stützen würde. Mit diesem Vorgehen hat sie ihr Land allerdings nicht geschützt, denn das war größtenteils zerstört.

Andererseits kann man nicht behaupten, die deutsche Armee sei trotz ihrer Wunderwaffen für einen Kampf in einem so harten Klima wie dem Zentral-Russlands wirklich gerüstet gewesen. Viele Militärexperten, auch deutsche, hielten es für eine große Unvorsichtigkeit von Seiten Hitlers, dass seine Armee sich in die Eiswüste Russlands hineinziehen ließ und dann darin stecken blieb. Wenn die deutsche Offensive sich aufrieb und schließlich

fehlschlug, so sollte das vielleicht nicht allein der Roten Armee als Verdienst zugerechnet, sondern auch das doch sehr besondere Klima dieses Landes als Faktor mit berücksichtigt werden. Wir möchten damit sagen, es wäre ein Denkfehler, eine für alle Länder gültige Schlussfolgerung aus einem Ereignis ziehen zu wollen, bei dem die besonders harten klimatischen Bedingungen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Nur in Kanada ließe sich eine solche Großtat vielleicht wiederholen.

Es muss schließlich auch gesagt werden, dass die deutsche Armee zum Zeitpunkt des Dramas von Stalingrad über ein riesiges Gebiet von Norwegen bis Libyen zerstreut war, an Tunesien vorbei und schließlich über Brest bis nach Stalingrad marschiert war. Insgesamt waren die Entfernungen in der Größenordnung von 5.000 km in der einen und 3.500 km in der anderen Richtung. Praktisch ganz Europa war besetzt, und überall hatte sich die deutsche Armee mit Widerstand herumzuschlagen, ob es nun der der Kämpfer des Maquis war oder die Bedrohung durch die Landung der Alliierten. Anders ausgedrückt, in Stalingrad ist ein anderes soziologisches Gesetz dazugekommen oder sagen wir eine andere Konstante, nämlich die, dass jedes Reich irgendwann an seine Grenzen stößt und keine Macht Gebiete von einer Ausdehnung zwanzig Mal größer als das eigene Land zu erobern und zu beherrschen fähig ist. Es wäre folglich spitzfindig, den russischen Sieg in Stalingrad als Argument für die Behauptung zu benutzen, für irgendein ganz beliebiges Land sei es möglich, irgendeine ganz beliebige Invasion zum Stehen zu bringen und zurückzuschlagen. Das Beispiel Stalingrads ist in vieler Hinsicht ganz und gar außergewöhnlich. Und kein Gegenbeweis zu unseren Annahmen.

Man wird jetzt den Angriff der Japaner auf die Vereinigten Staaten in Pearl Harbour ins Spiel bringen und dass die Japaner ja letztendlich besiegt wurden. Aber auch damit sind unsere Annahmen nicht zu widerlegen. Zunächst einmal sind die Japaner ja nicht in amerikanisches Staatsgebiet im eigentlichen Sinne eingedrungen; damit haben wir schon einmal einen ganz anderen Ausgangspunkt. Nach Pearl Harbour haben die Japaner dann andererseits riesige Gebiete erobert, die fast ganz Südostasien umfassten; sie haben sich dort eingenistet und das Gebiet einige Jahre lang beherrscht. Unsere Ausgangsthese wird einmal mehr bestätigt. Was den Zusammenbruch der japanischen Militärmacht anbetrifft, so wurde der durch den Abwurf der beiden Atombomben zumindest beträchtlich schneller herbeigeführt. Wieder einmal hat der unvorhergesehene Einsatz einer neuen Waffe den Lauf der Dinge beschleunigt. Präsident Truman rechtfertigte den Griff zu diesen Waffen damit, dank ihrer Hilfe wäre 500.000 Menschen der Tod erspart geblieben; da hat er aber vielleicht doch ein wenig übertrieben. Es bleibt zu sagen, dass Japan trotz der Niederlage Deutschlands den Krieg ohne die Bomben vielleicht noch ziemlich lange fortgesetzt hätte. dass die amerikanische Armee mit dem japanischen Angriff auf seinen entfernt gelegenen Stützpunkt in Pearl Harbour schnell fertig geworden sei, kann man also wirklich nicht behaupten.

- c) Einige werden sagen, man dürfe nicht nur den Fall im Blick haben, wo sich zwei Mächte sozusagen Kopf an Kopf gegenüberstehen; sehr oft gäbe es Militärbündnisse, so dass man die Möglichkeiten einer Armee zur militärischen Verteidigung nicht nur im engen nationalen Rahmen im Blick haben dürfe, sondern auch die Unterstützungsleistungen mitdenken

müsse, die eventuelle Verbündete zugesagt haben. Und das stimmt ja auch wirklich. Kann man sich denn aber auf die Unterstützung durch Verbündete wirklich verlassen? dass General De Gaulle da Zweifel hegt, weiß man, und dass er Wert darauf legt, dass die Franzosen seine Bedenken teilen. Es kommt einem dabei in Erinnerung, wie Frankreich Polen und der Tschechoslowakei zu Hilfe kam. Ist das denn aber für unser Problem entscheidend? Hat denn der deutsche Angriff gegen Frankreich 1940 und gegen Russland 1941 die jeweiligen Verbündeten wirklich aufgerüttelt?

Man wird uns entgegen: schön und gut, 1940 war Frankreich sehr schnell von den Deutschen besiegt worden; haben denn aber unsere Verbündeten nicht schließlich doch den Sieg davongetragen? Sicherlich! Unsere Behauptung ist damit aber keineswegs widerlegt. Deutschland ist ja trotz alledem in die Länder einmarschiert, die es angegriffen hat, und hat sie besetzt; man kann sagen, es war mit allen Offensiven erfolgreich (außer der in Ägypten, wo ein Expeditionskorps, in 3.000 km Entfernung vom Herkunftsland vom Durst übermannt wurde) Keine Armee hat ihr jeweiliges Staatsgebiet erfolgreich gegen Deutschland verteidigen können. Die Vereinigten Staaten und die Briten (mit Hilfe einiger anderer Mächte) haben Deutschland schließlich besiegt; Deutschland hat aber niemals wirklich den Versuch unternommen, auch in diese Länder einzumarschieren, obwohl doch diese beiden Staaten zwei große Offensiven gegen es ausgelöst haben; und mit diesen beiden Offensiven waren sie dann auch voll und ganz erfolgreich. So hat die deutsche Armee also mit allen ihren Offensiven gesiegt, konnte jedoch den Invasionen, die gegen sie gerichtet wurden, nicht standhalten. Alle diese Tatsachen sind ein weiterer Beleg für unsere Behauptungen.

Man wird dem die Schlacht um London entgegenhalten. Und es stimmt ja auch, dass die englische Luftwaffe im Himmel über London in einem schwierigen Verteidigungskampf gesiegt hat. Sie musste aber keinen deutschen Einmarsch abwehren, denn einen ernsthaften Versuch, den Ärmelkanal zu überqueren, hat es nicht gegeben. Man kann sich nur in sinnlosen Spekulationen darüber ergehen, wie denn die englische Verteidigung ausgesehen hätte, wenn es je dazu gekommen wäre. Und es war ja nicht so, als ob ein solcher Versuch von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen wäre. Am Tag nach Dünkirchen wollte die Mehrheit der deutschen Generäle den Ärmelkanal überqueren. Hitler hat sich dem damals widersetzt. Aber das ist eine andere Geschichte.

Einige werden sagen: nun gut, Offensiven sind nun einmal nicht kostenlos zu haben; die Alliierten haben aber ja letztendlich doch den Krieg gewonnen; und das obwohl sie ihn ja nicht angefangen hatten. Wir antworten: der Krieg wurde dank der Offensiven gewonnen, nicht wegen der Verteidigungsschlachten, auch wenn der russische Sieg in Stalingrad zweifellos hilfreich war. Übrigens, wenn es stimmt, dass deutsche Wissenschaftler, die den Auftrag hatten, die erste Atombombe zu entwickeln, ihre Forschungen sabotierten, um zu verhindern, dass Hitler mit Hilfe dieser schrecklichen Waffe den Krieg gewinnt, dann sollten sie sich vielleicht ihres letztendlichen Sieges nicht allzu sehr rühmen. Jedenfalls macht einen auch das immer noch nachdenklich. Heutzutage hängen die Militärs von den Industriellen ab und die Industriellen von den Wissenschaftlern; die Militärs müssen sich also in Demut üben.

Könnte der mögliche Gebrauch von Atomwaffen gewissermaßen von der Feststellung ablenken, auf die wir unsere Leser aufmerksam machen wollen? Das bezweifeln wir stark.

Bei einem Angriff, der von einer Offensive mit Atomwaffen ausgelöst wird, würde der Angreifer mit noch größerer Wahrscheinlichkeit den Krieg gewinnen. Alles, was die Verteidiger dann noch hoffen können, ist, noch genügend Kapazität zum Zurückschlagen zu haben, um dem Angreifer die Werkzeuge aus der Hand zu schlagen und ihm endgültig die Lust am Einmarsch zu vergällen, selbst wenn ihre Länder von der atomaren Sintflut verschlungen worden sind. In diesem Fall werden wahrscheinlich auf beiden Seiten die Toten unbestattet bleiben. In jedem Fall hätte aber die Armee der angegriffenen Länder diese nicht zu schützen vermocht.

- d) Was wir bis jetzt gesagt haben, ist weder neu noch einmalig. Seit langem schon stecken die Militär-Theoretiker in einer Zwickmühle: ein Feldzug zu Verteidigungszwecken ist nach ethischen Gesichtspunkten erlaubt, aber aussichtslos; ein Feldzug mit Angriffscharakter ist ethisch verwerflich, hat aber Erfolg. Das erklärt, warum die Taktiker immer versucht haben, den Krieg jenseits ihrer Landesgrenzen zu führen. Und es erklärt auch teilweise, warum die Deutschen 1918 kapitulierten, bevor ihr Staatsgebiet bedroht war, - und außerdem, warum eine große Zahl ranghoher Offiziere Hitler im Juli 1944 per Attentat zu beseitigen versuchten, als ihnen klar geworden war, dass dieser einen sinnlos gewordenen Krieg fortsetzen wollte, der jetzt zum Verteidigungskrieg geworden war.

Wir müssen jetzt diese von uns bemerkte Gesetzmäßigkeit zu erklären versuchen. – Einen der Gründe, warum offensive Feldzüge erfolgreich sind, sehen wir darin, dass die Großmächte das Wagnis eines Angriffs im Allgemeinen nur dann eingehen, wenn sie sich nach allen ihnen verfügbaren Informationen ihres Sieges mit hoher Wahrscheinlichkeit sicher sein können. Für das militärische Ehrgefühl ist das vielleicht nicht allzu schmeichelhaft, scheint aber doch wahr zu sein. Andererseits muss man aber wohl darauf aufmerksam machen, dass man in den verschiedenen Formen des körperlichen Kampfes wie im Sport immer dieselbe Gesetzmäßigkeit findet: der Angreifer gewinnt. Das gilt für die rauen Sportarten (Boxen und Rugby) wie auch für die sanfteren (Tennis und Hockey). Man findet diese Gesetzmäßigkeit schon bei den Faustkämpfen kleiner Jungen. Zweifellos handelt es sich hier um eine wesentliche Gesetzmäßigkeit bei gewaltsamen Kämpfen. Außerdem scheint es wohl auch so zu sein, dass der Angreifer wenig Hemmungen hat, das Land, in das er eingedrungen ist, zu bombardieren und zu verwüsten, wohingegen die Truppen, die dieses Land verteidigen, teilweise gehemmt und von Gewissensbissen geplagt sind (was ja in ethischer Hinsicht für sie spricht), da ihre Geschosse ja auf das eigene Land niedergehen und ihre Landsleute töten.

Jetzt wollen wir aber noch anführen, welches unserer Meinung nach der Hauptgrund ist: mit einem Überraschungsangriff verschafft man sich einen Vorteil über den Gegner, den dieser niemals einholen kann. Man bestimmt Ort und Zeitpunkt des Angriffs und schon diese beiden Faktoren schaffen eine starke und wohl auch endgültige Überlegenheit. Mit dem totalen Krieg kam noch ein weiterer Vorteil dazu, der dem Angriff einen vernichtenden Charakter gibt: mit klug ausgewählten Bombardierungen, verteilt über das gesamte anzugreifende Land, desorganisiert, lähmt und demoralisiert man dieses und nimmt ihm die Kraft zur Verteidigung. Denken sie nur an den Mai 1940. Mit Atomwaffen wird die Lage für das angegriffene Land noch schlimmer.

Wir haben jetzt also eine Art dauerhafter Gesetzmäßigkeit gefunden: einem angreifenden Land gelingt, außer bei technischem Versagen, die Invasion in das Land, das es zu erobern wünscht, so gut wie immer. Und es ist deshalb erstaunlich, warum immer noch von Landesverteidigung gesprochen wird und man weiterhin die riesigen Ausgaben für die Bewaffnung der Armeen rechtfertigt, unter der Maßgabe, sie seien zur Landesverteidigung unerlässlich. Ist, wer so spricht, nicht ein unverbesserlicher Idealist, der einer Schimäre nachjagt, die ganz offensichtlich niemals Wirklichkeit wird: der Möglichkeit, eine Invasion stoppen und den Angreifer außer Landes verjagen zu können? Wann jemals ist denn so etwas schon gelungen? Diejenigen, die im Mai 1940 den Schock über den Zusammenbruch einer sehr großen Armee nach einem Angriff miterlebt haben, fragen sich manchmal, ob nicht letztendlich die sog. Landesverteidigung nicht eher als ein furchtbarer Betrug anzusehen ist, bei dem Interessengruppen in der Vernichtung des Reichtums eines ganzen Volks zusammenwirken, dem man Verteidigung verspricht, ohne jedoch wirklich zu wissen, ob alle diese enormen und kostspieligen Vorbereitungen auch zu etwas nütze sein werden. Halten Sie sich doch z.B. den Nutzen der Maginot-Linie vor Augen oder auch den des Atlantik-Walls und der Siegfried-Linie.

- e) Wozu braucht man also eine Armee? Man braucht sie schon zu dreierlei Zwecken: sie soll den Krieg in die Nachbarländer bringen, diese ausplündern und unterwerfen; sie soll den Industriellen und Kaufleuten Reichtum verschaffen, die sie ihrerseits mit der notwendigen Ausrüstung, Nahrungsmitteln (und ich sollte hinzufügen: Prostituierten) beliefern; und sie soll die Armen matt setzen, die dann nicht mehr aufbegehren und keine Forderungen mehr stellen. Diese drei Zwecke einer Armee werden aber natürlich nicht laut ausgesprochen. Braucht man sie auch, wie ja viele glauben, um das eigene Land gegen einen evtl. von außen kommenden Feind zu verteidigen? Hier erwarten wir einen stichhaltigen Beweis. – Es bleibt uns nur der Trost, woran ja viele unserer Schweizer Freunde glauben, dass wir dank unserer Armee nicht angegriffen wurden ... seitdem es das letzte Mal passiert ist.

Ist diese Vorstellung, die ja sehr weit verbreitet ist, jedoch auch stichhaltig? Oder ist sie nur eine von vielen abergläubischen Vorstellungen? Theoretisch, und ganz abstrakt gedacht, erscheint es vernünftig, sich vorzunehmen: wir sollten eine starke Armee haben, damit man uns nicht angreift; sorgen wir doch, so schreckenerregend wie irgend möglich, dafür, dass niemand es wagt, bei uns einzumarschieren. Schon vor 2.000 Jahren formulierten die Römer den berühmten Sinnspruch, der seitdem das Credo der Militärs aller Zeiten geworden ist: „Wenn du Frieden willst, bereite den Krieg vor.“ Dem muss man allerdings entgegenhalten, dass auch schon die Römer selbst offensichtlich kaum Erfolg mit diesem Rezept hatten, nach den lateinischen Berichten zu urteilen, mit denen ich mich seither abgeplagt habe, und die ja fast alle Beschreibungen von Schlachten sind. Gott Mars kann aber die Menschen auf so boshafte Weise für sich einnehmen, dass selbst die überwältigende Mehrheit der Christen an diesen keinen Widerspruch duldenden Satz glaubt.

Läge man mit dieser Beurteilung richtig, dann müsste ihre Richtigkeit u. E. doch am Geschichtsverlauf der letzten hundert Jahre erwiesen werden können. Da ist nun festzustellen, dass die Großmächte oft die Schwachheit der kleinen Länder ausgenutzt

haben, um sie zu überfallen, niederzuwerfen und zu erobern. Oder aber man beobachtet das genaue Gegenteil: die meisten Kriege wurden von den Großmächten selbst gegeneinander geführt (1870, 1914, 1939) oder aber es standen sich Mittelmächte mit Armeen relativ gleicher Schlagkraft gegenüber (beispielsweise bei Konflikten zwischen Russland und Japan, China und Japan, Griechenland und der Türkei, Italien und Griechenland, Israel und den arabischen Ländern usw.). Wenn man die Eroberungen in Kolonialkriegen außer acht lässt (denn diese stellen einen Sonderfall dar, der sich kaum auf unsere Länder übertragen lässt); und auch den Einmarsch in kleine Länder während großer Weltkriege (wozu es kaum ohne diese großen Konflikte gekommen wäre), dann verbleiben nur äußerst wenige Fälle, wo eine Großmacht mit voller Absicht gegen ein kleines Land gekämpft hat, um diesem seine Gesetze aufzuzwingen, und dabei dessen militärische Schwäche ausnutzte.

Außer der Besetzung Albaniens 1938 durch Mussolinis Armee fallen uns keine beweiskräftigen Fälle ein. Man darf außerdem keine Fälle mit in die Betrachtung einbeziehen, wo ein militärisch relativ starkes Land in Gebiete einmarschiert ist und diese zurückerobert hat, die früher einmal zu diesem Land gehörten und mehrheitlich von seinen Staatsangehörigen bewohnt sind, wie 1866 in Schleswig-Holstein, in der Tschechoslowakei, in Polen, Tibet, Goa und anderswo. Denn diese Invasionen geschahen aus anderen Beweggründen, als einfach die militärische Unterlegenheit jener Länder ausnutzen zu wollen, in die man eingedrungen war. Da es nicht gelungen war, Gerechtigkeit mit friedlichen Mitteln zu erreichen, verschafften sich die Eindringlinge selbst ihr Recht. Um die Gültigkeit des alten römischen Sinnspruchs zu beweisen, sind diese Fälle aber wenig überzeugend. Die Mehrzahl der Kriege des letzten Jahrhunderts resultierten aus Rivalitäten zwischen Groß- und Mittelmächten. So lässt sich aus der Geschichte kaum wohlbegründet eine Bestätigung für jene Furcht vor einem Angriff auf Grund militärischer Schwachheit ableiten.

Es scheint vielmehr so zu sein, (und das macht man sich meist nur ungenügend klar), dass die anderen Länder beunruhigt werden, es für untragbar halten, dass da ein neuer Riese heranwächst, und schnell einen Vorwand suchen, ein Land niederzuringen sowie es in einen Konflikt mit dem Ziel seiner Zerstörung hineinzudrängen, sobald dieses Land über eine starke Armee verfügt oder aber nicht der Versuchung widersteht, sich ihrer zu bedienen. Also kann man schließlich genauso gut folgern, dass es umso eher zum Krieg kommen wird, je größer die Armee ist, über die man verfügt. Die Vereinigten Staaten machen zur Zeit gerade diese bittere Erfahrung. Die Dialektik der Wirklichkeit geht bis dahin. (Diesen Satz verstehe ich nicht.) Bewahrt uns unsere Armee denn vor dem Krieg? Oder bewirkt sie nicht vielmehr, dass wir in einen Krieg hineinschlittern? Wahrscheinlich steckt etwas Wahres in der ersteren Annahme, Erfahrung und Geschichte sprechen jedoch ohne wenn und aber für die zweite. Während der letzten 100 Jahre von 1860 – 1960 war die französische Armee ganz sicher eine der besten der Welt: wir hatten aber dennoch vierzehnmal Krieg, die kleineren kolonialen Expeditionen gar nicht einmal mitgezählt. Auf die Armee zu setzen, um vor Krieg bewahrt zu bleiben, erscheint uns also wohl doch als Aberglaube. Man sollte sich nicht aus Furcht vor teilweise eingebildeten in wirkliche Gefahren begeben. Und die Christen sollten keine unbewiesenen Kalenderweisheiten gegen die klaren Anweisungen des Evangeliums stellen.

2. Vorbereitet sein für den Fall einer möglichen Invasion

Diejenigen, die die tragischen Ereignisse des Sommers 1940 erlebt haben, hatten ausreichend Gelegenheit für eine andere bittere Erfahrung. Als es sich so traf, dass der Feind in unser Land einmarschierte, wurde offenbar, dass niemand auf ein solches Ereignis vorbereitet war und niemand wusste, wie jetzt der Kampf weiter geführt werden könnte. Von einer Armee in Stich gelassen, die sich in wilder Flucht aufgelöst hatte, blieb unserem Land nichts anderes übrig, als sich fügsam dem Eindringling auszuliefern. Kein Mensch wusste, wie man sich verhalten sollte, und keine Organisation stand für diesen Fall bereit. Es brauchte eine Handvoll entschlossener Franzosen, die sich in London zusammenfanden und Radio-Ansprachen an unser kraftloses und entmutigtes Volk richteten, um den Prozess der Résistance in Gang zu bringen, zu der es dann spontan und ohne Hilfe der Behörden kam; man brauchte monate- und manchmal jahrelang, um sich zusammenzufinden, Netzwerke zu bilden, sich Geld und Waffen zu beschaffen und Klarheit über das notwendige Vorgehen zu gewinnen.

Hätte man aber nicht trotzdem im Rahmen unserer Landesverteidigung auf ein solches Ereignis vorbereitet sein müssen? Schließlich hatte es ja schon zweimal zuvor eine Invasion bei uns gegeben; hätte man denn nicht darum damit rechnen müssen, dass so etwas auch noch ein drittes Mal passiert? muss sich ein General denn nicht vor einer Schlacht immer zuerst überlegen, wie er sich im Fall eines Sieges, aber auch einer Niederlage verhalten wird? Unsere Großmacht hat sich damals anscheinend aber nur für eines interessiert: das Aufeinandertreffen der beiden Armeen und die unsrige hat dummerweise als Ort des Zusammentreffens den für uns ungünstigsten gewählt, nämlich bei unseren nördlichen Verbündeten. Nach solcherlei Kampfkunst fand sich unser Land ohne jegliche Verteidigung und ohne Vorbereitung auf das, was nun zu erwarten war. Jedesmal wenn wir nachfragten, warum man denn auf den Fall einer Invasion überhaupt nicht vorbereitet war, bekamen wir zur Antwort, man hätte doch das Volk völlig entmutigt, wenn man ihm eine mögliche Niederlage vor Augen gestellt und Verhaltensmaßregeln für einen solchen Fall ausgegeben hätte. Diese Reaktion erschien uns immer traumtänzerisch. Oder besser gesagt empörend. Was für ein seltsamer Realismus ...

Stellen wir doch einfach einmal eine Frage: Bei einem Angriff auf unser Land ist es doch ziemlich wahrscheinlich, dass man ebenfalls wieder bei uns einmarschiert: wäre es nicht dann vernünftiger, den Volkswiderstand zu organisieren als sich allein auf das Zusammentreffen der beiden Armeen zu konzentrieren? Nicht auf Vervollkommnung der Kampfkunst zu setzen, die nur zu vielen Toten und Zerstörungen führt, sondern auf eine angemessene technische und psychologische Vorbereitung unseres Volkes? Wäre es nicht besser, das erste Spiel verloren zugeben, denn da hat man ohnehin keine Chance, um dann alle Kräfte darauf zu verwenden, das zweite zu gewinnen? Ist nicht das zweite Spiel das entscheidende? Und ist es nicht allemal besser, einem Eindringling mit lebenden Menschen Widerstand zu leisten, die in unzerstörten Häusern wohnen, als mit Friedhöfen zwischen Ruinen? Und steht nicht in der Heiligen Schrift geschrieben: „Besser ein lebender Hund als ein toter Löwe.“ (Prediger 9, 4)

Die Vorstellung, einen Feind ganz ruhig in unser Land einmarschieren zu lassen, wird gewissen Leuten sicher unannehmbar erscheinen. Wir entgegnen, Jesus und die Apostel lebten ja unter römischer Besatzung und hießen es nicht gut, gegen Pilatus' Garnisonen die Waffen zu erheben. Ihr Wertesystem war zweifellos anders als das unserer modernen Patrioten. Ist es für einen Christen nicht schlimmer, Jesus mit einem Verhalten zu verraten, das Er nicht billigt, als eine fremde Besatzung zu erdulden? Auf jeden Fall hat unsere Armee es bisher selten vermocht, uns wirklich eine Invasion zu ersparen.

Wir halten es für klug, die Armee, die für ihr vorgebliches Ziel ja entschieden nutzlos ist, abzuschaffen und gewaltlosen Widerstand an ihre Stelle zu setzen. Dieser bestünde zum ersten aus passivem Widerstand als einem Verhalten, das für jeden Menschen, gleich welchen Alters und Geschlechts, durchführbar ist, dann aus Widerstand unter Ausschluss von Mord für diejenigen, die sich nicht für Gewaltlosigkeit entscheiden können, bis hin zum gewaltlosen Widerstand für diejenigen, die sich freiwillig dazu bereit erklären.

Unserer Überzeugung nach kann nämlich Gewaltlosigkeit im engeren Sinn nicht von allen Menschen gefordert werden, ohne ihren Geist zu verraten. Der gewaltlose Weg kann nur mit Menschen gegangen werden, die persönlich und geistlich vorbehaltlos davon überzeugt sind und die folglich aus freien Stücken ihr Leben und ihre Art zu kämpfen danach ausrichten. Alle Bürger hätten etwas Gemeinsames; auf einem bestimmten Niveau könnten sich die Erwachsenen frei entscheiden, ob sie sich an Sabotage⁴ oder an gewaltlosen Aktionen beteiligen. Wenn sie auch in sich ganz unterschiedlicher Art sind, so halten wir doch beide Arten zu kämpfen dann für miteinander vereinbar, wenn man sich gegenseitig respektiert, denn in beiden Fällen ist Mord als Mittel des Kampfes ausgeschlossen.

3. Nicht-militärische Verteidigung

Ziel wäre es, einem Eindringling die Anwesenheit in unserem Land möglichst kostspielig und schwierig zu gestalten, um ihn schließlich zum Rückzug zu veranlassen. Unserer Meinung nach lohnt sich eine Invasion für einen Angreifer nur dann, wenn er vor Ort eine bestimmte Mindestanzahl von Kollaborateuren gewinnen kann und nach Möglichkeit sollte er keinen einzigen finden. Zu einer Invasion kommt es nur dann, wenn der Angreifer dort eine bestimmte Anzahl von Zielen erreichen will; es muss dafür gesorgt werden, dass er kein einziges erreicht. Eine Invasion ist nur dann sinnvoll, wenn der Eindringling vor Ort Rohstoffe, Maschinen, Sklaven finden will; es sollte alles Menschenmögliche getan werden, dass er nichts dergleichen findet, oder wenn doch, dass er diese Dinge nicht außer Landes führen kann. Für einen Eindringling lohnt sich eine Invasion nur, wenn sie ihm Ruhm einbringt: man sollte es schon im Vorfeld so einrichten, dass sie ihm zur Schande gereicht. Und trotzdem darf auf gar keinen Fall irgendein Soldat, irgendein Mitwirkender des Eindringlings schikaniert oder belästigt werden und schon gar nicht getötet. Ziel wäre, den

⁴ (Fußnote: Wir gebrauchen den Ausdruck Sabotage - was einige sicherlich im Dreieck springen lässt - in dem Sinn, wie Jesus den Tempelhandel sabotierte, indem Er die Tiere der Händler hinausjagte und ihre Tische mitsamt dem Geld umstürzte, ohne ihnen jedoch als Personen Schaden zuzufügen.)

Eindringling ganz tief in den Morast zu führen und ihn zu lähmen, bis er sich davonmacht, da die Sache für ihn an Interesse verloren hat.

Das wäre eine ganz andere Vorstellung von Kampf. Dazu müsste das Volk völlig neu erzogen werden: denn bis heute hat man den Menschen ja unhinterfragbaren Gehorsam beigebracht, um ihnen alle möglichen Handlungen bis hin zu Verbrechen abverlangen zu können. Man müsste sie lehren, sich unehrenhaften und ungerechten Befehlen zu widersetzen und sie in Gehorsamsverweigerung schulen. Während man sie bisher daran gewöhnt hat, das eigene Gewissen auszuschalten und blindlings alle ihnen gegebenen Befehle auszuführen, müsste man sie daran gewöhnen, immer das zu tun, was das Gewissen ihnen gebietet, bis hin zur Gehorsamsverweigerung selbst bei Bedrohung. Während die militärische Kultur auf der Vorstellung aufgebaut ist, der Mensch sei dann, wenn er auf Befehl von Vorgesetzten handelt, nicht für von ihm begangene Verbrechen verantwortlich, müsste es ganz selbstverständlich werden, dass Menschen immer für ihre Handlungen verantwortlich sind. Während militärisches Training zur Enthumanisierung führt (man denke nur an Oradour!), müsste man sie zu Menschen erziehen und ihnen beibringen, endlich erwachsen zu werden.

Man wird uns entgegen, auf solche Weise werde man keinen Eindringling davon abbringen können, straflos Menschen umzubringen. Das stimmt zweifellos. Im Ganzen gesehen wird es unserer Meinung nach aber nicht mehr Tote geben, als wenn man sich einmal mehr mit militärischen Mitteln wehrt. Jedenfalls wird doch ein Soldat dann brutal, wenn er jeden Augenblick damit rechnen muss, getötet zu werden; nimmt man ihm diese Furcht, wird er wieder zum Kulturmenschen. Gleichgültig welcher Propaganda im Vorfeld die Soldaten ausgesetzt waren, wenn sie merken, dass niemand ihnen hier etwas Böses will, wird ihr Hass schnell von ihnen abfallen. Dann bekäme der Kampf ein anderes Gesicht. 1956 in Budapest standen die russischen Soldaten innerlich lange auf der Seite des ungarischen Volkes, da niemand auf sie schoss. Wir glauben übrigens keineswegs an eine naturgegebene Güte des Menschen. dass der Wunsch, etwas zu gelten, ein ganz wesentliches menschliches Motiv ist, glauben wir aber ganz entschieden. Außerdem ist doch unserer Ansicht nach auch der sehr gewichtige Faktor der Weltmeinung nicht zu unterschätzen, womit man unmöglich ein Volk in einem Land, in das man militärisch eingedrungen ist, niederzumetzeln kann, wenn dieses niemals mit Gewalt zurückschlägt und deshalb die ungeteilte Sympathie der gesamten Welt genießt und auch das Mitleid der Besatzungstruppen. Die Erfahrungen Gandhis und Martin Luther Kings scheinen uns dafür beweiskräftig genug.

Man wird jetzt entgegen, das sei alles eine zu ehrgeizige Vorstellung und sehr schwer organisierbar. Und die französische Atomstreitmacht, antworten wir, die ist leicht zu organisieren? Die ist nicht zu ehrgeizig gedacht? Wissen Sie denn so genau, was die uns kosten wird und wie viel Sicherheit sie uns garantieren kann? Man wird wiederum gehalten, unsere Methode, die allzu sehr auf menschliche Qualitäten setze, könne nichts ausrichten. Wir antworten: hat der Beton der Maginot-Linie denn etwas ausgerichtet und die französische Luftwaffe im Mai 1940? Wir schlagen vor, einfach einmal etwas anderes auszuprobieren. Jedenfalls hat jeder einzelne von uns die Wahl. Gott gebe uns Weisheit und Verstand.

Wahr ist, jene andere Methode der Landesverteidigung ist mit einer schwerwiegenden Unannehmlichkeit behaftet: haben die Menschen einmal gelernt, sich einem möglichen Angreifer zu widersetzen und sein Handeln zu stoppen, dann werden sie diese Methode wahrscheinlich auch gegen die eigene Regierung und deren Beamtenapparat anwenden. Das könnte sich dann zu einer gewissen Anarchie auswachsen. Und das ist wohl der Grund, warum sich die Chefs am Ort, gleich welcher politischen Richtung, instinktiv gegen die Methode der Gewaltlosigkeit wenden: sie fürchten, dann in allen Dingen den geraden Weg gehen zu müssen und keine Ungerechtigkeiten mehr begehen zu können, denn sie müssten jederzeit mit einem plötzlich aufflammenden Generalstreik rechnen, der alles lahmlegt. Ein solches Risiko muss man jedoch u.E. schlichtweg eingehen. Und hat unser Land denn etwas zu verlieren, wenn diejenigen, die Autorität über uns haben, sich zu unbestechlichem und untadeligem Verhalten gezwungen sehen? Die Staatsbürger sind heute im Allgemeinen nur allzu ohnmächtig angesichts der Ungerechtigkeiten und Skandale, die vor ihren Augen in den oberen Etagen begangen werden. Ist das Volk in der gewaltlosen Methode trainiert, dann wird es in solchen Fällen sofort und effektiv reagieren. Wenn die Menschheit erwachsen werden soll, dann muss man diesen Preis aber schon zahlen.

Wie würde man denn im Fall einer Invasion oder eines Umsturzes vorgehen? Die große Masse der Bevölkerung würde vom ersten Tag an passiven Widerstand leisten. Mit Ausnahme jener aller äußersten Fälle, wo um jeden Preis der Gehorsam verweigert werden muss, würde den Eindringlingen nur gehorcht, wenn einem ein Gewehrlauf auf die Brust gesetzt wird; darüber hinaus würde man nichts für den Besatzer tun, damit dieser schließlich seine Truppen und Polizeikräfte verstärken muss. Idealerweise sollte man erreichen, dass für jeden Einwohner ein Wachtposten erforderlich wird.

Dann müsste es zu einer Verweigerung der Zusammenarbeit mit dem Eindringling kommen, mit systematischem Boykott von allem, was von ihm kommt oder organisiert wird. Ein Generalstreik aller öffentlichen und privaten Dienstleistungen, die dem Besatzer dienlich sein könnten, müsste automatisch in Gang kommen. Man hätte ausreichend vorgesorgt, dass das Volk unter dem Streik nicht allzu sehr leiden muss. Schließlich würden fortlaufend härter werdende Kampagnen zivilen Ungehorsams in aufeinanderfolgenden Wellen ausgelöst, die nach einem vor überlegten Plan ablaufen.

Es soll hier jetzt aber nicht der gewaltlose Widerstand im engeren Sinne bis ins kleinste Detail beschrieben werden, zunächst weil das den Rahmen dieses Büchleins sprengen würde, und dann, weil sich der gewaltlose Kampf ja gerade darin von der Gewalt, die bei jedwedem Gegner, dem sie sich gegenüber sieht, immer die gleiche Methode anwendet, unterscheidet, dass er sich, den jeweiligen Umständen sowie den Eigenschaften und Absichten des Gegners entsprechend, immer neu erfindet. Wir verweisen den Leser hier auf die unüberschaubare Literatur zu unserer Frage. Wir beschränken uns darauf, diese Kampfesmethode weiter unten in ihrer geistlichen Dimension zu beschreiben. Und auf jeden Fall muss natürlich klar sein, dass für uns nur die Gewaltlosigkeit als wahre Kampfesmethode gegen eine Invasion oder einen kriminellen Umsturz in Frage kommt, und wir Sabotage-Aktionen nur für ergänzende Maßnahmen halten, um, ohne Gewalt gewisse Verbrechen wie beispielsweise eine Deportation oder Völkermord zu verhindern und gewisse Taten des Gegners zu stoppen.

Was wäre das Ergebnis einer solchen Verteidigung? Unmöglich können wir hier Behauptungen aufstellen, solange sie noch nicht auf nationaler Ebene verwirklicht worden sind. Die gewaltlosen Kampagnen von Gandhi und Martin Luther King wurden bis jetzt nur von kleinen Minderheiten durchgeführt, hatten keine Unterstützung von Regierungsseite und verfügten auch nicht über ernstzunehmende Mittel, denn es handelte sich um privat organisierte Unternehmungen, die faktisch gegen die Regierungen gerichtet waren. Auf jeden Fall sind aber doch, wie wir schon gesehen haben, die Ergebnisse der Verteidigung mit militärischen Mitteln so erbarmungswürdig, dass es schlechterdings nichts Übleres geben kann.

Möglicherweise dauert ein solcher Kampf lange, besonders dann, wenn keine Hilfe von außen kommt. Hier ist übrigens noch eine ganze neue Welt zu erforschen. Dieser Kampf wäre aber menschlich, würdig und ehrenwert. Wahrscheinlich würde der Eindringling sehr schnell auf Propaganda-Ebene und mit psychologischen Widerstandsmethoden dagegenzuhalten versuchen. Darin liegt eine Gefahr, und weniger in den Gewalttätigkeiten, die von den Besatzungstruppen begangen werden. Der Kampf nimmt sehr rasch politischen Charakter an. In diesem Sinn hängt die Fähigkeit eines Volkes zum Widerstand von seinem Zusammenhalt in ethischen Fragen ab, - was in jeder Hinsicht begrüßenswert ist.

Wenn die Regierung gegen Elend, Slums, Ungerechtigkeit, Alkoholismus kämpfen würde, dann würde sie schon jetzt mehr für die Sicherheit unseres Landes tun, als wenn sie Milliarden für ihre Armee verpulvert. Ein Volk kann seine Unabhängigkeit nur dann behaupten, wenn jeder einzelne Bürger stolz darauf ist, diesem Volk anzugehören, wenn die Ungerechtigkeiten weniger werden, wenn der Lebensstandard eines jeden wirklich ausreichend hoch ist, wenn es einen einhelligen gemeinsamen Willen gibt, das gemeinsame nationale Erbe zu bewahren, und wenn dieses Erbe eine solche Anstrengung auch wert ist. Wir denken, ein Eindringling wäre durch den einhelligen Entschluss eines Volkes, das wirklich etwas zu verteidigen hat, zur Ohnmacht verurteilt, unter der Voraussetzung jedoch, dass es im von uns aufgezeigten Sinn erzogen und trainiert ist, und dass es sich um keinen Preis der Welt auf den Weg der Gewalt drängen lässt. Damit muss man anfangen, anstatt alles durch das militärische System und den Gewaltkult zu entwerten.

Reine Utopie? Nein, das ist wahrer Realismus, denn es ist eine Auffassung, die Jesus Christus ernst nimmt. Und das Überleben der Menschheit ist nur um diesen Preis zu haben. Das will ich zumindest um des Evangeliums willen glauben, trotz des alten ungläubigen Menschen in mir, der sich, wie so viele andere auch, schwer tut damit, sich des altgewohnten Denkens in militärischen Kategorien zu entledigen. Wenn man sich nicht ganz entschieden auf diesen Weg begibt, dann wählt man den Atomtod. „dass du das Leben erwählst und du und dein Same leben möget“ (5. Mose 30, 19).